Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 50 | Bremen-Berlin, den 10. Dezember | 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Christusträger. Von G. Freybe. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. VI. Von Prof. D. Baentsch. — Das religiöse Weltbild unserer Klassiker. I. Von Th. Achelis. — Das Jubiläum der unbefleckten Empfängnis. Von Dr. O. Hegemann. — XX. Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Mannheim. Von A. Portig. — Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Von Lic. Dr. Becker. — Die Kirchen von Paris. II. Von Hildebrand. — Vom Büchertisch.

Christusträger.

Die Sage vom Christophorus ist bekannt. Durch die Menschenseelen zieht ein ähnliches Verlangen wie durch seine Seele. Sie wollen frei werden, fühlen aber, daß sie nur frei werden können im Dienen. Die gewaltigste Anstrengung, der Dienst des mächtigsten Herrn bringt der Freiheit am nächsten. So suchen die Völker, so suchen alle Menschen sich Herren, denen sie dienen. Die verschiedensten Namen haben diese Dienstherren; bald sind's Eigenschaften, bald sind's Personen, bald sind's geistige Strömungen, denen man huldigt, Tugenden und Laster, Pflichten und Rechte, Güter und Übel, selbstlose Liebe und lieblose Selbstsucht, Ernst und Spiel, Arbeit und Vergnügen, alles hat seine Diener und Reisige. Aber auch darin ist der Mensch dem Christophorus verwandt, daß er so oft an seinen Herren Enttäuschungen erlebt, ihre Schwäche, ihre Unwürdigkeit erkennt und sich nach höherem, edlerem, besserem Dasein sehnt. Unser Volk scheint so weit zu sein, daß es den Dienst des Materialismus, das Leben und Aufgehen im Materiellen, in Leben und Lebensgenuß, als ein unwürdiges und unbefriedigendes Dasein empfindet. „Genießen macht gemein." Wir sind des Treibens müde; uns ekelt der losen Speise; wir dürsten und hungern nach Lebensinhalt und Seelenkraft. Wir irren im einsamen Walde trostlos umher und suchen das Reich des Ideales, suchen nach Wahrheit und nach Gott, nach Persönlichkeit und Dauer, nach Wert und Kraft, wie Christophorus den Christus suchte, dessen Übermacht er fühlte, ohne ihn zu kennen. Da tritt als frommer Einsiedler die Adventszeit belehrend uns entgegen. Der Vorhof des Weihnachtsfestes zwingt uns zum Nachdenken und Stillewerden; mitten im geräuschvollsten Betriebe des Geschäftslebens versenkt sich der Mensch nachdenklich und liebevoll in das Wesen und Wünschen seiner nächsten Verwandten und Freunde, um für sie eine wirklich erfreuende Gabe der Überraschung zu ersinnen. Aber mit dankbaren und wehmütigen Kindheitserinnerungen weckt die Adventszeit auch das Nachsinnen über das Weihnachtsgeheimnis. Hat uns dies Kind noch etwas zu sagen, zu geben, zu bringen? Paßt es noch in unsere Zeit? Es erscheint uns oft so unbedeutend, wie das Kind am Ufer des Baches; zwei-, dreimal oder öfter überhörten wir seinen Ruf; aber es ruft und hört nicht auf, bis wir kommen, bis wir es finden. Wenn wir aber einmal bei ihm verweilen, dann wächst es, dann sehen wir den Mann von Nazareth, den Prediger in der Wüste, den Propheten am Jordan, den Reformator am Kreuze, den Heiland der Jünger, den Tröster der Märtyrer, den Sammler der Zerstreuten, den Herrn der Christenheit, dessen Reich die Welt umspannt — und er wird uns zu groß. Hören wir aber noch genauer auf seinen Ruf, seine Worte, dann wird er uns auch wohl zunächst eine drückende Last, ein quälendes Joch; denn er knebelt die Selbstsucht, er tötet die Feigheit, er entlarvt die Eitelkeit, er zerbricht die Bequemlichkeit, er straft die Sinnlichkeit. Aber wer es einmal mit der Tat und Wahrheit versucht hat, nicht über ihn zu denken, sondern ihm nachzuleben, nicht seine Mitmenschen zu verurteilen, sondern ihnen zu dienen, wer sich selbst verleugnen kann und will, dem wird seine Last leicht und sein Joch sanft. Soll Christus zu uns kommen, soll er uns religiös etwas sein oder wieder etwas werden, dann müssen wir zu ihm kommen, dann müssen wir versuchen ihn zu tragen, seinen Geist in uns zu wecken und zu festigen, von seinem Leben zu lernen, dann wird auch sein Gott-Erleben nicht nur uns verständlich, sondern auch uns zuteil werden. Paulus war ein Christophorus; nicht nur als Missionar hat er die Samenkörner des Christentums weit hinausgestreut, sondern er trug Christus in seinem Herzen: „Christus lebet in mir". Luther und die Sänger der Advents- und Weihnachtslieder waren Christusträger, sein Geist lebte in ihnen, führte sie zu Gott und zu großer Freude. Was der ehrwürdige Valerius Herberger in seinem Sterbelied frohlockend bekennt: „In meines Herzens Grunde dein Nam' und Kreuz allein funkelt all' Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein", das ist Adventsstimmung im Angesicht des Todes. Ein ähnliches inneres Christusleben soll Advent und Weihnacht in uns wecken; es soll den Christusgeist, den Gottesgeist ewiger Liebe und seliger Freude, männlicher Arbeit und ernster Sittlichkeit uns nahe bringen und stärken; darum machet die Tore der Herzen weit, machet die Türen der Seelen hoch, daß der König der Ehren, der Freudenmeister und Seelenführer, daß der Christusgeist und mit ihm neues Leben seinen Advent halte. Und wenn eure Seele hundert Tore hätte wie Theben, lasset ihn ein, haltet ihn fest! Werdet Christusträger! „Werdet voll Geistes!"

G. Freybe.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Das Werk des Moses.)

VI.

So sehr nun aber auch der Durchbruch einer neuen Religion bei den Israelstämmen von der weiteren Gestaltung

der geschichtlichen Verhältnisse abhing, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß das für die Entstehung dieser neuen Religion grundlegende Ereignis nicht in geschichtlichen Ereignissen, die immer mehr oder weniger den Stempel des Zufälligen tragen, sondern am letzten Ende in einem inneren Erlebnis des Stifters der neuen Religion selbst zu suchen sein wird, für das dann der weitere Gang der Geschichte nur eine Besiegelung war. Wo wir nur immer in der Religionsgeschichte auf Religionen stoßen, die auf eine Persönlichkeit als ihren Stifter zurückgehen — und das ist überall der Fall, wo es sich um geschichtliche und ethische Religionen im Unterschied von Natur- und Astralreligionen handelt —, da steht überall ein inneres Erlebnis des Stifters, durch das dieser sich seiner göttlichen Sendung bewußt wird, an der Spitze. Wir müssen daher auch bei Moses ein solches inneres Erlebnis, das ihn mit einer transscendenten Welt in Berührung brachte, und aus dem er seine glühende Begeisterung, seinen kühnen Wagemut, seine die Herzen mit sich fortreißende Kraft schöpfte, von vornherein erwarten, und in der Tat weiß ja auch die alttestamentliche Überlieferung von einem solchen Erlebnis zu erzählen.

Es ist begreiflich, daß solche inneren Erlebnisse, die für jeden, der sie nicht selbst erlebt, durchaus unkontrollierbar sind, für die Sage und Legende einen sehr geeigneten und erwünschten Stoff zur Ausschmückung und Ausspinnung bieten. Auch der Exodus-Bericht (Ex. 3) macht, wie gar nicht anders zu erwarten, einen durchaus legendarischen Eindruck. Aber wenn wir hier auch jeden Zug als legendarisch erweisen und das Ganze nach allen Seiten hin kritisch zerpflücken mögen, das innere Erlebnis des Moses, um das Sage und Legende in der Überlieferung ihr üppiges Rankenwerk getrieben haben, wird keine Kritik wegdisputieren können. Dieses Erlebnis muß uns nach allen religionsgeschichtlichen Analogieen so unerschütterlich feststehen, daß, wenn die Legende davon nichts melden würde, wir es notwendig postulieren müßten. Denn an einem solchen Erlebnis hängt der Offenbarungscharakter der neu zu begründenden Religion, d. h. jener Charakter, durch den eine Religion recht eigentlich erst zur Religion wird.

Es ist unter solchen Umständen ziemlich gleichgültig, wie wir uns diesen inneren Vorgang bei Moses zurechtlegen und wie wir ihn psychologisch zu verstehen suchen. Ein nicht weiter zu analysierender Rest von etwas Geheimnisvollem, von einem Mysterium, wird auch bei der schärfsten und feinsten psychologischen Analyse immer zurückbleiben, ganz abgesehen davon, daß bei dem Mangel einer sicheren historischen Überlieferung über die Person des Moses die psychologische Analyse keinen festen Punkt findet, wo sie einsetzen könnte. Man mag sich ja immerhin denken, daß bei jenem Vorgange ein furchtbares und majestätisches Gewitter im Spiele war, das dem Moses den Eindruck von der unvergleichlichen Macht des Gottes auf dem Sinai vermittelte und seine Seele für Aufnahme höherer Eindrücke empfänglich machte, oder daß, wenn der Sinai unter den vulkanischen Bergen nordöstlich vom älanitischen Meerbusen zu suchen ist,*) ein furchtbarer vulkanischer Ausbruch den Glauben des Moses an die furchtbare, unwiderstehliche Macht dieses Gottes wecken half; man mag auch auf Moses, ägyptische Erziehung und Bildung hinweisen oder auf den fördernden Einfluß des Verkehrs mit dem midianitischen (nach Hommel u. a. eigentlich minäischen) Priester Jethro, der vielleicht tiefere Einsichten in das Wesen der Gottheit gewonnen hatte — Gewisses wissen wir darüber gar nicht —, in Anschlag bringen, man mag das alles tun und in diesen Dingen wichtige Faktoren sehen, die dem religiösen Erlebnis zum Durchbruch verhalfen oder es sonst in irgend einer Weise vorbereiteten, nur soll man sich nicht einbilden, damit das Geheimnis, das nun einmal in der Berührung einer Menschenseele mit einer transscendenten Welt liegt, in seiner tiefsten Tiefe ergründet zu haben.

*) So jetzt Gunkel in den Beiträgen zur Weiterentwicklung der Religion, 2. Abhandlung. Bei dieser Auffassung würde sich die Vorstellung von der Wolken- oder Rauch- und der Feuersäule, in der Jahve als erscheinend vorgestellt wird, gut erklären.

Kurz, Moses erlebte vielleicht wirklich an dem alten Gottesberge, wie die ältere Überlieferung will, die entscheidende Stunde, in der sich ihm die ganze Fülle und Herrlichkeit des Göttlichen in dem einen Gott Jahve zusammenfaßte und in seinem Herzen bezeugte, und in der er sich der Hülfe dieses Gottes und seiner göttlichen Sendung bewußt wurde. Und er verstand es, die Israelstämme mit demselben Glauben zu erfüllen und ihnen die geplante Erhebung als eine von Jahve selbst gewollte begreiflich zu machen. Damit war die Saat zu einer neuen Religion in die Herzen gestreut; von dem weiteren Gang der Dinge hing es ab, ob diese Saat aufgehen und Früchte tragen sollte.

Nachdem Moses die Sinaistämme für die geplante Erhebung gewonnen, begab er sich wieder zu den Gosenstämmen, um nun auch in ihnen das Feuer heiliger Begeisterung zu schüren. Es kam im Namen des von Moses verkündeten Gottes zur Erhebung, und das Befreiungswerk glückte, da die Umstände dem Unternehmen in besonders günstiger Weise zu Hülfe kamen. Mernephta, der Sohn des großen Ramses, der nach der Tradition als der Pharao des Exodus gilt, war wahrscheinlich gerade im Westen des Deltas festgehalten, wo er sich des Einfalles der großen libyschen Koalition zu erwehren hatte. Diese Gelegenheit benutzten die Gosenstämme zum Ausbruch, dem von ägyptischer Seite jedenfalls kein genügender Widerstand entgegengesetzt wurde. Ja, die Aegypter waren vielleicht ganz froh, diese unruhigen Elemente aus dem Inneren des gerade jetzt von anderer Seite her gefährdeten Staates los zu werden und ließen sie daher ruhig abziehen. Wie dem auch sein möge, die Gosenstämme sahen in dem Gelingen der Erhebung den ersten großen Beweis der großen Macht und Hülfsbereitschaft des Sinaigottes, und diese Auffassung teilte sich natürlich auch den Bruderstämmen mit, mit denen sich die Gosenstämme bald vereinigt haben werden. Von da an stand es fest, daß Jahve ein Gott groß von Macht und bereit zur Hülfe und daß Moses sein Prophet sei, dessen Führung man sich getrost anvertrauen könne. Und da auch weiterhin die Ägypter sich nicht regten, — der auf der Mernephtasäule verherrlichte Sieg des Mernephta über den Israelstamm beruht wahrscheinlich auf starker Übertreibung*) — sah man darin einen weiteren Beweis für die Macht des Sinaigottes, der die Götter Ägyptens besiegt und gestürzt habe.

Um nun aber gegen weitere ägyptische Drangsalierungen geschützt zu sein, mußte Moses daran denken, die in der Stunde der Not zu stande gekommene Koalition zu organisieren und auf eine dauernde Basis zu stellen. Es scheint nicht die Absicht des Moses gewesen zu sein, die Stämme, die sich seiner Führung anvertraut hatten, nach Kanaan zu führen, wie es die spätere Legende, die den weiteren Verlauf der Geschichte begreiflicherweise auf die Absichten des Moses zurückgeführt hat, darstellt, sondern die Absicht des Moses ging wohl nur dahin, die Stämme zu einem staatlichen Gemeinwesen im Süden Kanaans mit dem altheiligen Qadesch (heute El Qudês im Westen des Plateaus der Azazime-Araber) als Mittelpunkt zu organisieren. Der Gott, dessem Schutz das neue Gemeinwesen unterstellt wurde, konnte natürlich nur der Sinaigott der Väter sein, den die Söhne jetzt von einer neuen Seite kennen gelernt hatten. Einer der ersten Akte des Moses war es jedenfalls, die von ihm geeinigten Stämme zum ausschließlichen Dienste dieses Gottes feierlich zu verpflichten. Die Erinnerung daran hat die Überlieferung in dem Berichte über die feierliche Bundesschließung am Sinai oder Horeb festgehalten (Exod. 19—24 u. 34).

Aber es kam nicht nur darauf an, dem neuen Gemeinwesen einen Gott zu geben; das neue Gemeinwesen mußte nun auch im Namen dieses Gottes rechtlich organisiert

*) Vergl. übrigens Spiegelberg, der Aufenthalt Israels in Ägypten, S. 37 ff.

werden. So wurde Moses in Qadesch, das davon noch in junger Zeit als 'En mišpaṭ, d. h. als „Quelle des Rechts" bezeichnet wird (Gen. 14, 7), der Begründer der Tora oder der israelitischen Gesetzgebung. Wir haben zwar im Alten Testamente kein Gesetz mehr, das wir direkt auf Moses zurückführen könnten — denn weder das sog. Bundesbuch Exod. 21—23 noch der Dekalog Exod. 20 und Dt. 5 können als Werke des Moses angesehen werden —, aber der Umstand, daß er der Folgezeit als der klassische Gesetzgeber gilt und daß selbst die spätesten Zeiten bis weit nach dem babylonischen Exil jedes neue Gesetz auf Moses zurückführen, zeigt unwidersprechlich, daß sein Name mit den Anfängen der israelitischen Gesetzgebung tatsächlich im Zusammenhang gestanden haben muß. Gewiß hat sich Moses nun in seiner Rechtsprechung und Gesetzgebung an das bereits bestehende Stammesrecht, an den alten Stammesbrauch und die alte Stammessitte angeschlossen. Daraus allein erklären sich die vielen Anklänge des altisraelitischen Rechtes, wie es sich allmählich im Bundesbuche niedergeschlagen hat, an die bei den übrigen Semiten in Geltung stehenden Rechtssätze, und speziell auch an manche Sätze des Hammurabi-Kodex, der ja viel altsemitisches Recht in sich aufgenommen hat. Aber in zweifacher Beziehung wird Moses das alte Recht über die altsemitische Stufe hinaus weitergebildet haben. Zunächst dadurch, daß er den Geltungsbereich des Rechts über die Grenzen des Stammes hinaus erweiterte; denn während in der Zeit, wo die einzelnen Stämme noch neben einander lebten, der im Stamme bestehende Rechtsbrauch immer nur das Verhalten der einzelnen Stammesgenossen zu einander regelte, hat Moses in Qadesch eine ganze Organisation von Stämmen auf denselben Rechtsboden gestellt. Das bedeutete eine Erweiterung des Rechtsverhältnisses, die zwar von einer absoluten Wertung der Rechtsgrundsätze noch weit entfernt war, aber doch immerhin den fruchtbaren Keim einer weiteren Entwicklung des Rechtsgedankens nach oben in sich schloß. Wir werden weiter annehmen dürfen, daß Moses bei aller Anlehnung an die Substanz des alten Rechtsbrauches es doch verstanden hat, dem alten Rechte einen neuen Geist, ein höheres sittliches Leben einzuhauchen. Die schon für das älteste uns bekannte israelitische Gesetz, das sogenannte Bundesbuch, so charakteristischen Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit sind sicher schon von dem Begründer der Tora mit Energie zur Geltung gebracht worden, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß in der Geltendmachung gerade dieser Grundsätze sich die Erkenntnis von dem ethischen Wesen Jahves, wie sie Moses aufgegangen war, widerspiegelt. Sicherlich ist Moses nicht der erste gewesen, der dem Gott der Väter ethische Züge beilegte. Wie die Südaraber, so hatten gewiß auch diese Väter dem alten Mondgotte ethische Züge beigelegt oder angeheftet. Sein freundliches Walten hatte ihn als gütigen Vater, die Regelmäßigkeit, mit der er seine Funktionen vollzog, als treuen und vertrauenswürdigen Freund erscheinen lassen. Jetzt aber hatte sich der Gott der Väter in seinem geschichtlichen Walten als ein gerechter Gott erwiesen, der den ungerechten Bedrücker zu Schanden werden ließ, und sich des Unterdrückten energisch annahm. So würde es sich gerade auch vom Standpunkte der für Moses vorauszusetzenden religiösen Erkenntnis aus ohne weiteres erklären, daß schon zu Moses Zeit das von ihm im Namen dieses Gottes verkündete Gesetz und die in seinem Namen erlassenen Rechtsbescheide jenen Geist des Rechts und der Billigkeit an sich trugen, wie er für die folgende Gesetzgebung, die organisch aus den Anfängen herauswuchs, charakteristisch war.

Wir dürfen nicht annehmen, daß Moses bereits einen theologisch ausgebildeten ethischen Monotheismus gelehrt und begründet habe. Er hat, wie die ganze folgende Zeit bis in die prophetische Zeit hinein und darüber hinaus an der Existenz anderer Götter sicher nicht gezweifelt, und in Jahve nur den höchsten und mächtigsten Gott gesehen. Auch seine Erkenntnis vom ethischen Wesen Jahves darf man nicht überschätzen. Denn so sicher er seinem Jahve ethische Züge beigelegt hat, so hat er doch noch nicht daran gedacht, das Gebiet des Sittlichen, des Rechtlichen und des Kultischen reinlich von einander abzugrenzen und den wesentlichen Willen seines Gottes in eine Reihe von ethischen und moralischen Forderungen zusammenzufassen, wie es später im Dekalog geschehen ist. Darin endlich, daß Moses seinen Jahve in spezielle Beziehung zu den Israelstämmen setzte und ihn mit den Interessen dieser kleinen Stammesgruppe aufs engste verflocht, könnte man sogar einen bedenklichen Rückschritt gegen die Gottesvorstellung der alten Astralreligion sehen, denn der Mondgott, der allen Menschen leuchtete, war an keinen Stamm oder Stammesgruppe gebunden und genoß bei den ältesten Semiten eine allgemeine Verehrung. Diesem anscheinenden Rückschritt steht aber der große Fortschritt gegenüber, daß Moses den Gott, den er als den mächtigsten erkannt hatte, durch seine Erhebung zum Volksgotte aus dem astralen System herauslöste, ihm ein eigenes, selbständiges Leben gab, und daß er die ethischen Züge, die der Mondgottheit nur äußerlich angeheftet waren, bereicherte und vertiefte und vor allem mehr in den Kern seines Wesens verlegte. Damit war Jahve prinzipiell in einen Gegensatz zu den anderen Gottheiten gesetzt, die auch als Volksgötter ihr naturhaftes Wesen nicht recht verleugnen konnten und jedenfalls hinsichtlich ihrer sittlichen Qualitäten nicht an Jahve hinanreichten. In dem Maße, als dieser Gegensatz nun auch wirklich in seiner ganzen Tiefe erfaßt wurde, mußte in Israel der monotheistische Gedanke reifen. So kann man wohl sagen, daß durch Moses wenigstens die Grundlage zu einer monotheistischen Gedankenbildung gelegt worden ist. Freilich konnte diese sich nur sehr allmählich und unter vielen Hemmungen aus dem Banne der nationalen Beschränkung herauslösen und mußte sich in einer ganz anderen Richtung bewegen, als die war, in der sich die auf der Grundlage der Astralreligion gebildeten monotheistischen Theorien bewegen konnten.

Bedeutet so die mosaische Auffassung von Jahve im Prinzip einen Bruch mit der alten Naturreligion, so darf man doch nicht erwarten, daß dieser Bruch nun auch gleich von allen Israeliten mit aller Deutlichkeit erfaßt worden wäre. Die naturhafte Auffassung Jahves wirkte selbstverständlich nach und konnte zu Zeiten sogar so sehr wieder in den Vordergrund treten, daß der eigentliche Charakter der mosaischen Religion gefährdet wurde. Eine solche Nachwirkung von allerdings harmloser Art zeigt sich z. B. in den in der späteren Legendenbildung und Literatur sich findenden Beschreibungen der Theophanien, in denen der Charakter Jahves als Wetter- und Gewittergott noch deutlich hervortritt (vergl. z. B. Ex. 19). Aber auch das Schema astralmythologischer Betrachtungsweise fand noch in später Zeit Anwendung in der Beschreibung von Jahves Tun und Wirken. Ein besonders charakteristisches Beispiel dafür scheint mir in den Erzählungen des Exodus vorzuliegen, in denen von dem (durchaus der Legende angehörigen) Durchzuge Israels durch das Rote Meer die Rede ist. Bekanntlich wird die Durchzugsgeschichte in doppelter Form erzählt. Nach der einen (die der jahvistischen Pentateuchquelle angehört) hat Jahve das Nordende des Roten Meeres durch einen Wind und Eintretenlassen einer Ebbe trocken gelegt, nach der anderen (elohistischen) hat er die Wasser des Schilfmeeres sich spalten lassen, so daß sie rechts und links wie Mauern standen und für Israel eine Gasse zum Durchzug offen hielten. Daß namentlich die letztere Relation durchaus legendarisch ist, ist allgemein anerkannt. Sie trägt sogar einen ausgesprochen mythologischen Zug, denn es handelt sich hier ganz offenbar um die auch sonst belegbare*) Übertragung des Motivs des „Wasserspaltens" aus dem babylonischen Marduk-Mythus auf Jahve. Dieselbe Übertragung findet sich in dem Bericht über das

*) Vergl. z. B. die Spaltung des Urgewässers im Schöpfungsbericht Gen. 1, die dem babylonischen Weltschöpfungsmythus entnommen ist.

Durchschreiten des Jordans durch die in Kanaan eindringenden Israelstämme (Jos. 3). Im Gegensatz zu dieser offenbar mythologischen zweiten Relation könnte die erstere den Eindruck machen, daß sie einem historischen Vorgange im allgemeinen eher entspräche, oder daß sie etwa aus dem Bestreben hervorgegangen sei, den Vorgang des mythologischen Charakters nach Möglichkeit zu entkleiden und ihn der geschichtlichen Möglichkeit nach Kräften anzunähern. Aber mir scheint auch hier der mythologische Zug oder doch wenigstens die Anwendung astraler Betrachtungsweise unverkennbar. Man erinnere sich nur, daß der Mond bei den sabäischen Arabern den Namen Haubas = „Trockener, Abtrockener" führte. So aber hieß er als der Regulierer von Ebbe und Flut, als der er natürlich nicht nur den Sabäern, sondern allgemein bekannt war. Unter solchen Umständen ist aber die Annahme sehr naheliegend, daß jene erste (jahvistische) Relation, die Jahve gerade als Trockener des Schilfmeeres erscheinen läßt und das Zurückebben und Zurückfluten der Wasser auf ihn zurückführt, auf den alten Mondgottcharakter Jahves zurückgegriffen hat, um den Vorgang der Befreiung vom ägyptischen Joch in concreto auszumalen und ihn seiner inneren Bedeutung entsprechend auch äußerlich mit dem Scheine des Wunderbaren und Außerordentlichen zu umkleiden.

Es bleibt nur noch die schon oben leise berührte Frage zu erörtern, ob Moses bei dem Werke der Religionsstiftung irgendwie von außen her bestimmende Einflüsse erfahren hat. In Frage könnten da nur Ägypten und Südarabien kommen. Was da zunächst Ägypten betrifft, so ist man heute mit vollem Rechte immer mehr von der Annahme, daß Moses von dorther grundlegend beeinflußt worden sei, zurückgekommen. Namentlich scheint es nicht mehr erlaubt, zwischen der Einführung des solaren Monotheismus in Ägypten durch Amenophis IV. und der Begründung des israelitischen Monotheismus durch Moses innere Beziehungen anzunehmen, denn abgesehen davon, daß man von einem mosaischen Monotheismus doch nur unter einem gewissen Vorbehalt reden darf, sind beide Akte von innerlich so verschiedener Art, daß ein Zusammenhang so gut wie ausgeschlossen ist. Wie weit Einflüsse von untergeordneter Bedeutung, etwa bezüglich der Gesetzgebung und des Kultus stattgefunden haben, ist eine noch offene Frage, auf die wir hier nicht eingehen können. Auch in eine Erörterung über das Verhältnis des ägyptischen Totenbuches zu dem Dekalog in Exod. 20 können wir hier nicht eingehen, da diese Frage eine ausführlichere Untersuchung, die wir uns für eine andere Gelegenheit vorbehalten, erfordern würde.

Ist man so von der Annahme wesentlicher ägyptischer Einflüsse gegenwärtig zurückgekommen, so glaubt man heute umsomehr mit südarabischen, spez. minäischen Einflüssen rechnen zu müssen. Man stützt sich dabei namentlich auf einige allerdings nicht ganz unauffällige Berührungen des israelitischen Kultusrituals mit dem südarabischen Kultusritual (vgl. die übersichtliche Zusammenstellung in dem sehr empfehlenswerten Werke von Alfr. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, S. 271 f.). Da nun die alttestamentliche Überlieferung selbst den Moses in mannigfache Abhängigkeit von dem midianitischen Priester Jethro setzt (er erscheint als Schwiegersohn dieses Priesters, empfängt von ihm mancherlei Belehrung und Unterstützung namentlich bei der Einführung der Rechtsordnung und Organisation seines Staatswesens), hat man gefragt, ob dieser Jethro nicht etwa geradezu als Minäer anzusehen ist, und sich für die Bejahung dieser Frage auf die inschriftlich belegte Tatsache berufen, daß das biblische Midian in alter Zeit wirklich einmal eine minäische Kolonie oder eine minäische Handelsprovinz gewesen ist, die den minäischen Handelsunternehmungen, die sich u. a. bis nach der Mittelmeerküste (Gaza) und darüber hinaus erstreckten, als Stützpunkt diente. Die im alten Midian bei El Öla aufgefundenen minäischen Inschriften datieren zwar erst aus etwas jüngerer Zeit, was aber nicht mit Sicherheit ausschließt, daß bereits im mosaischen Zeitalter die minäischen Beziehungen bis nach Midian und in die Nähe des alten Sinai reichten. Wie dem nun aber auch sein möge, in seiner Auffassung von Jahve ist Moses kaum von minäischer Auffassung bestimmt worden, denn die minäische Auffassung hätte ihn kaum über den Standpunkt der alten Astralreligion, der doch bei ihm innerlich überwunden erscheint, hinausgeführt. So wird es dabei bleiben müssen, daß wir es in der von Moses begründeten Jahve-Religion trotz aller Anknüpfungen an die ältere Religion und trotz mannigfacher, von außen her wirkender Einflüsse (namentlich auf dem Gebiete des Kultus und der Rechtsorganisation) mit einer in ihrem innersten Kern originalen Schöpfung zu tun haben, die von allem Anfang an den Keim zu einer Entwicklung nach oben in sich trug.

Jena. Prof. Dr. Baentsch.

Das religiöse Weltbild unserer Klassiker*) I.

Wie Natur im Vielgebilde einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit, der sich nur mit Schönheit schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit hellsten Tags entgegenblickt, —

so hat bekanntlich Goethe die tiefste religiöse Offenbarung im menschlichen Herzen in unmittelbaren Zusammenhang mit dem höchsten künstlerischen Ideal gesetzt, und da für ihn alles persönliches Erlebnis war, nichts bloß theoretisches Erfassen, so verwob er folgerichtig auch religiöses und dichterisches Empfinden mit zartestem Liebesgefühl, wie es uns in der unvergleichlichen Marienbader Elegie entgegentritt:

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.
In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Gegenüber der landläufigen einseitig ästhetischen Betrachtung, die wir meist unseren Geistesheroen zu teil werden lassen, bildet die Wertschätzung des religiösen Moments eine organische, fast könnte man sagen, selbstverständliche Ergänzung. Gerade auf diesem Gebiete handelt es sich, wie ohne weiteres einleuchtet, nicht um logische und metaphysische Gedanken — wenigstens nicht in erster Linie —, sondern neben stark sittlichen Forderungen und Idealen um die Ausprägung des eigentlich tiefsten Persönlichkeitsgehaltes, wie ihn die Religion (natürlich in völlig undogmatischem Sinne gedacht) einschließt. Lebens- und Weltanschauung, die rätselvolle Sphäre der unbewußten Regungen des menschlichen Herzens, der Zug nach der Höhe, die unvertilgbare Sehnsucht nach Ruhe und Seligkeit, nach dem Unendlichen, als dessen kleinen Ausschnitt wir uns in den weihevollsten Stunden empfinden, das Bewußtsein eines unvergänglichen, ewigen Wertes gegenüber allen zermalmenden Naturgewalten und sozialen Faktoren, dieser unwiderstehliche Drang, der auch uns stolze Kinder des so erfindungsreichen Zeitalters der Naturwissenschaft in unbewachten Augenblicken überfällt und uns bei allem äußeren Reichtum eine gewisse Hohlheit und Leere empfinden läßt, tritt gleichfalls bei unseren Klassikern, je nach der persönlichen Eigenart höchst verschiedenartig hervor. Ist Lessing auch noch, von einigen spinozistischen Anwandlungen abgesehen, der getreue Vertreter der Aufklärung, die immer in erster Linie das Denken und Erkennen betonte, kommen bei ihm die

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von C. Sell: „Die Religion unserer Klassiker". (J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen 1904. Preis 2,80 M.)

tieferen Mächte des Gefühls auch noch nicht zu ihrem Recht, so bedeutet schon Herder (von Schiller und Goethe abgesehen) einen erheblichen Fortschritt. Von diesem begeisterten Propheten der Humanität, des Evangeliums, das er nicht müde wurde, zu verkünden, soll daher unsere Betrachtung anheben.

Herder ist der Vater der modernen Theologie, schon durch den würdigen Grundsatz, den er vertrat, daß diese Wissenschaft keine Sklavenseelen dulde, weil sie ein liberales Studium sei. Mit feinfühligem, dichterischem Empfinden begabt, dem leider nur die entsprechende plastische Gestaltungskraft fehlte, erkannte er sofort den hohen künstlerischen Gehalt mancher Bücher des Alten Testaments. Schon die im Jahre 1774 erschienene älteste Urkunde des Menschengeschlechts bekundete diese ganz neue Auffassung, die Goethe so entzückte, daß er vom Verfasser rühmte: „Er ist in die Tiefe seiner Empfindung hinabgestiegen, hat darin alle die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgerührt und führt sie nun in dämmerndem, welterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, orphischem Gesang von Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten etc. mit Feuer und Schwefel und Flutsturm ausgetilget." Herder suchte, und auch darin erweist er sich als genialer Pfadfinder, zum erstenmal den psychologischen Ursprung von Mythus und Religion zu erfassen in den Eindrücken der Natur auf das menschliche Herz, und so bemühte er sich das Hamannsche Wort von der Poesie als Ursprache des Menschengeschlechts zu verdeutlichen. Nicht durch geschriebene Bücher (erklärt Sell) spricht Gott zu den Menschen, sondern durch die ganze äußere und innere Welt. Alle Offenbarung ist Erlebnis, sie ist Entwicklung der Menschenkräfte durch eine innere Wirkung Gottes. Und so ist auch diese Schöpfungsgeschichte dergestalt eine Offenbarung Gottes, daß im Anblick der unter den Strahlen der aufgehenden Sonne zum Leben erwachenden Welt dem gotterleuchteten Geiste der ältesten Menschen ein Bild jener unsagbaren Vorgänge der Weltentstehung aufging. In den einzelnen Zügen dieses Bildes, das so wundervoll die Reihe der Natur und Schöpfung trennt, so sinnvoll sie aufbaut und alles ausklingen läßt in dem seligen Sabbatfrieden des schaffenden Gottes selbst, ist wie in einer Hieroglyphe alle älteste Weisheit über des Menschen Verhältnis zur Natur niedergelegt (S. 70). Ungemein anziehend ist die Schilderung der Stimmung, die den Psalmendichter in jenen längst entschwundenen Zeiten beseelte: Das Schöne der schönsten Psalmen zu fühlen, wird Versetzung in die damalige Zeit, erfordert also Einfalt. Da die meisten derselben Gebete sind, so gehört jene kindliche, sanfte Ergebung des Herzens zu ihrem Gebrauche, die die Morgenländer bei ihren Religionsübungen und Gebeten fordern, jenes stille Anstaunen Gottes und seiner Werke, das sich bald zur Entzückung hebt, bald zu tiefster Unterwerfung herabsenket. Der Gesang eilt von Spruch zu Spruch wie von Gebirge zu Gebirge, er berührt schnell, aber tief und wiederholt die Berührung lieber; er malt seine Gegenstände im Fluge. Alle Lieder voll Hirtenunschuld und Schäfer-Empfindung wollen eine stille und ruhige Seele; auf ein verkünsteltes, spottendes Gemüt kann keine seiner Schönheiten wirken. So malt sich der Himmel nur im hellen Meer; so siehet man jede kleine Welle der Empfindung im ruhigen See sich kreisen. Ebenso wirksam ist das religiöse Element für die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", obwohl hier ja in erster Linie mit dem großartigen, in seltener Originalität und Frische hervorbrechenden Entwicklungsgedanken die Humanitätsidee das Leitmotiv bildet. Aber, wie die bekannte Vorrede ganz und gar aus tiefer Religiosität entsprungen ist, so der Schluß derselben: „Und so lege ich, großes Wesen, du unsichtbarer hoher Genius unseres Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb, und in dem er dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehen und seine Charaktere zerstieben, auch die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen ich deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber deine Gedanken werden bleiben und du wirst sie deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichen Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdann diese Blätter im Strome der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben." Geschichtsphilosophisch suchte er die Entstehung des Christentums zu ergründen, alles echt menschlich, im tiefsten Sinne ideal und von jener keuschen Ehrfurcht ergriffen, die Goethe später als den eigentlichen Kern religiöser Empfindung bezeichnete; deshalb war ihm auch ohne jede dogmatische Stellungnahme und Färbung die Botschaft von dem menschenfreundlichen Heiland der Kern unserer Religion.

Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum? — Aus Religion!

Das war das Glaubensbekenntnis Schillers, das ganz und gar auf ethischem Grunde ruhte, durchleuchtet von einem hohen ästhetischen Idealismus. Wie er sich bemühte, die spröde Härte der Kantischen Moral zu mildern, ohne der Energie und Folgerichtigkeit derselben etwas zu vergeben, so verschmolz er andererseits religiöses und dichterisches Empfinden in eins, so daß beide nur in unmittelbarer innerer Wechselwirkung für ihn denkbar waren. Unser Gewährsmann unterscheidet eine vierfache Beziehung und Entwicklungsform: Schillers Religion ist ihrer subjektiven Seite nach (um diese handelt es sich lediglich für uns) erstens die unbedingte Ehrfurcht vor dem Göttlichen, d. h. vor dem geheimnisvollen, unerforschlichen, geistigen, sittlichen Grunde der Welt. Dies Göttliche zeigt sich in der Natur als Gesetz; es zeigt sich im Menschen als Grund der Freiheit, in der sittlichen Welt als Schicksal. Dies Göttliche lenkt die Geschicke der Menschen, führt sie von einer Stufe der Gesittung zur anderen, immer höher empor. Das Ziel der Vollendung kennen wir nicht. Die vollkommenste Verkörperung dieses Göttlichen in menschlichen Bildern und Vorstellungen ist die griechische Götter- und Heroenwelt. Darüber hinaus gibt es keine bessere Mythologie. Aber die Ablösung dieses schönheitsvollen antiken Glaubens durch das Christentum war eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Denn im Christentum vollzog sich eine sittliche und intellektuelle Vertiefung des gesammten Menschenlebens. Nunmehr beginnt das Zeitalter einerseits des einen Gottes, andererseits des reinen Menschens. Der eine Gott offenbart sich nicht mehr in Menschen, die seine Abbilder wären; wohl aber verkündigt Gott seine Kraft in den Helden, den Weisen und den Genien, die er in die Welt sendet, daß sie von seiner Wahrheit zeugen. Zwei Wege gibt es, der Gottheit näher zu kommen; der eine Weg ist der der Erkenntnis der Wahrheit, der andere ist der der schaffenden Kunst. In der schaffenden Kunst gestaltet der Genius nach den ihm innewohnenden Gesetzen, unbekümmert um die Welt der Wirklichkeit, eine Welt, wie sie sein soll, eine Idealwelt. Schillers Religion ist darnach zweitens Glaube an die Wirklichkeit des Ideals: Idealismus. Nur im Glauben und für den Glauben sind die Ideale gegeben. Ein Ideal kann niemals wirklich werden in dieser unserer Sinnenwelt, in der wir uns befinden; ist sie doch ihrer Natur nach unfähig, das Ideal auszudrücken. Darum muß es eine noch vollkommenere Gestalt der Dinge geben. Schillers Religion ist drittens künstlerischer Gottesdienst, Verkörperung des Göttlichen auf dem Wege künstlerischen Schaffens. Diese Verkörperung nimmt die vollkommenere Welt voraus. Der Dichter, der schaffende Künstler ist der eigentliche Herold, der Prediger der Gottheit. Die erhabene Kunst in Worten und Tönen ist die vollkommenste Feier des Göttlichen. Aber dieser ästhetische Gottesdienst schließt nicht aus den anderen ebenso notwendigen Gottesdienst des sittlichen Handelns. Das Sittengesetz ist unbedingt, es muß befolgt werden, die sittliche Ordnung kann nicht gebrochen werden. Die Natur stellt den Menschen mitten zwischen die beiden Gegensätze: Sinnenglück und Seelenfrieden. Die sittliche Aufgabe fordert also Entsagung, wo die Pflicht es

verlangt; man muß verzichten auf den Genuß. So kann man sagen, Schillers Religion ist viertens Entsagung gegenüber dem sinnlichen Genuß, an dessen Stelle die ästhetische Andacht tritt des bildenden und des die Gebilde anschauenden und beurteilenden Künstlers. Wie der Mönch der Welt entsagt, um den Himmel zu gewinnen, so soll der Mensch dem sinnlichen Genuß entsagen, um dafür eine Idealwelt zu gewinnen (S. 155). So sehr dem hehren Dichter die hinreißende Glut und persönliche Innigkeit des religiösen Gefühls, namentlich nach der mystischen Seite hin auch fehlen mochte, so ist er auf der anderen Seite um so reicher an pathetischem Schwung, an idealer Begeisterung, an sittlicher Hoheit und Wärme, die besonders wohltuend in der Ausprägung der ewigen Wahrheiten und Normen des menschlichen Handelns hervortritt, wie es der durch seinen Tod so tief verwundete Freund preist:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Bremen. Th. Achelis.

Das Jubiläum der unbefleckten Empfängnis.

Bei dem am 8. Dezember dieses Jahres stattgefundenen 50jährigen Jubiläum des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Marias handelt es sich ja zunächst um eine innerkatholische Angelegenheit. Und es mag den Zeitgenossen scheinen, als wenn dies Dogma ebensosehr oder — wenig die prüfende Beachtung verdient oder verträgt, wie so manche andere dogmatische Lehre der römischen Kirche. „Die Menge der Gebildeten in der katholischen Kirche weiß so wenig von der Erbsünde und gibt so wenig darauf, daß ihnen das Privilegium, ohne dieselbe empfangen und geboren zu sein, nur allzu glaublich erscheinen mag“, sagt Karl Hase wohl mit Recht.

Und doch haben solche Glaubensvorstellungen, die zunächst nur dem mittelalterlichen scholastischen Tiefsinn entsprungen zu sein scheinen, auch ihre große kulturelle und politische Bedeutung. Ist doch nicht mit Unrecht gesagt worden: „Noch heute hängt in einem deutschen Fürstenhause von dem Glauben an die unbefleckte Empfängnis Marias die Thronfolge ab“. Ist doch mit dem Ritterorden vom heil. Georg, dem zweiten Orden Bayerns, der Immakulateneid noch immer verbunden. Das Ordenszeichen aber ist ein achtspitziges, goldenes Kreuz, das auf der Vorderseite auf himmelblauem Grunde das Bild der auf einem Mond stehenden Jungfrau Maria trägt. In den Winkeln des Kreuzes stehen die Buchstaben V. I. B. I. (virgini immaculatae Bavaria immaculata, der unbefleckten Jungfrau das (im Glauben) unbefleckte Bayern). In Österreich, wo erst Kaiser Josef II. darin Änderung schaffte, mußte bis 1782 der Kaiser den Immakulateneid als Berufseid ablegen.*)

Politische Bedeutung hat die Empfängnislehre vor allem in Spanien erlangt. Philipp II. trug auf seiner Rüstung das Bild der unbefleckten Jungfrau, nach ihr wurde die neuentdeckte Insel San Domingo oder Haiti anfangs Conception genannt. Immaculata ist noch heute ein in Spanien gebräuchlicher Mädchenname. Und die schönste künstlerische Verklärung hat diese Glaubensvorstellung ja in den Gemälden des großen Spaniers Estaban Murillo, besonders in dem „La conception“ genannten Bilde des Louvre gefunden.

Auch sonst fand gerade diese Glaubensvorstellung wie wenig andere reichste künstlerische Verherrlichung. Zwar ist es ein Irrtum, wenn der protestantische Theologe Tschackert in seiner „Polemik“ meint, daß die schönste aller Madonnen, die Dresdener Sixtina, von dem Renaissancepapst Sixtus IV., als dem ersten, welcher der Empfängnislehre kirchliche Anerkennung gab, ihren Namen trage. Jenes Papstes Äußere ist ja aus dem berühmten vatikanischen Gemälde Melozzo da Forlis: „Übergabe der vatikanischen Bibliothek an Platina“ bekannt und so verschieden wie möglich von dem des Schutzheiligen der schwarzen Mönche in Piazenza (für die Raffael ursprünglich gemalt), wie es auf der heute in Dresden befindlichen Madonna angebracht ist. Aber dicht in der erdrückenden Nachbarschaft der Stanzen Raffaels hat Pius IX. den dritten Saal der Galleria Pia durch Franzesko Podesti mit einer die ganze Wand füllenden Verherrlichung des neuen Dogmas schmücken lassen, nachdem der große strengkatholische Peter Kornelius das ihm angetragene Gemälde abgelehnt hatte: „weil er von dem neugebackenen Dogma nichts wissen wolle“. Auf diesem vatikanischen Gemälde nimmt einen Ehrenplatz Carlo Passaglia, der bedeutende jesuitische Theologe, ein, der in einem auf Geheiß des Papstes geschriebenen großen Werke jenes Dogma zu rechtfertigen hatte. Später ist er einer der heftigsten Gegner der Kurie geworden und hat die Indiskretion begangen: Papst Pius IX. habe, nachdem er schon das Dekret der Definition unterzeichnet hatte, selber nicht einmal gewußt, wovon es sich bei der Immaculata Conceptio handle (S. Prof. J. Friedrich, Tagebuch vom vatikanischen Konzil. 2. Aufl., S. 419). Andere Denkmäler sind die zur Feier der Dogmatisierung errichtete Mariensäule auf dem spanischen Platz vor der Propaganda: auf einer hohen antiken Säule von grünlichem Marmor, die sich wohl erinnert, einst anderes getragen zu haben, die Jungfrau ohne Kind, segnend ihre Hand über die ewige Stadt erhoben. In unserer deutschen Heimat erinnern wir an das Standbild der unbefleckt empfangenen Jungfrau (worauf die Symbole der Lilie und der zertretenen Schlange deuten) auf der Turmspitze der Marienkapelle in Würzburg, 18 Schuh hoch und mit 400 Dukaten vergoldet und die ganze Stadt beherrschend. Vor allem aber die Marmorsäule der Unbefleckten zu Wien am Hofe. Bei ihrer Einweihung 1647 legte Kaiser Ferdinand III. das Gelübde ab, daß er die Immaculata zur Schutzfrau des Erzherzogtums Österreich erwähle. Anläßlich der Dogmatisierung vor fünfzig Jahren und jetzt wieder in diesem Jahre hat Kaiser Franz Josef in pomphaften Kundgebungen, mit genau demselben Zeremoniell wie damals, jenes Gelöbnis des Ahnherrn erneut.

Jenes Fest aus dem Jahre 1647 führt hinein in die siegreiche Gegenreformation und als Schutzherrn und Wahrzeichen der Gegenreformation müssen wir die unbefleckt empfangene Jungfrau betrachten, um ihre Bedeutung recht zu würdigen. Die beiden Gründer des Jesuitenordens Ignaz von Loyola und Franz Xavier hatten als Doktoren von Paris den Eid, die unbefleckte Empfängnis zu verteidigen, abgelegt. Mit glühender Seele, mit tiefer Inbrunst haben sie die ja hauptsächlich spanischer Frömmigkeit entstammte Lehre umfaßt. Gleich der erste deutsche Jesuit, Petrus Canisius, hat sie in ausführlichem Werke verteidigt. Noch hatte ja das Konzil von Trient es nicht gewagt, sich für die neue Lehre auszusprechen, aber wohin die Jesuiten kamen, trugen sie dieses Dogma, dessen Fest, den 8. Dezember, sie zur höchsten kirchlichen Feier erhoben. 1593 befahl die fünfte Generalversammlung des Jesuitenordens amtlich allen Gliedern, nicht der Lehre des sonst für kanonisch erklärten Thomas von Aquino zu folgen, sondern die Immakulatenlehre anzunehmen. Katholische Theologen zählen 49 Universitäten auf, darunter Paris, Wien, Würzburg 2c., an denen die Erlangung eines Grades oder einer Anstellung geknüpft war an die Annahme jener Lehre. Die alten, wie die neu entstehenden religiösen Militärorden legten das Gelübde für Verteidigung der unbefleckten Empfängnis ab. Die Redemptoristen empfingen von ihrem Stifter, dem heiligen Alfons von Liguori, die unbefleckt empfangene Jungfrau zur Ordenspatronin.

Gewiß, man darf es sagen, es gibt wenig Glaubensvorstellungen, die für den restaurierten Katholizismus so charakteristisch und bedeutsam waren, wie diese. Vielleicht, daß im 19. Jahrhundert nur der neu entstandene Kultus des heiligen Herzens, des Sacré Coeur, eine ähnliche Bedeutung erlangt hat. Und doch handelt es sich bei der Empfängnislehre um eine Behauptung, der das ganze kirchliche Altertum bis zum Jahre 1200 durchaus widerspricht,

*) Schlözer gibt in seinen wertvollen „Staatsanzeigen“, die hochinteressantes kulturgeschichtliches Material enthalten, eine Schilderung der Beseitignng des Immakulateneides, veranlaßt durch die Weigerung eines Professors in Innsbruck, ihn abzulegen (Göttingen 782).

eine Behauptung, die auch von da ab nur unendlich langsam sich Eingang zu verschaffen vermochte. Der mächtigste aller mittelalterlichen Orden, der Dominikanerorden, hat ihr mit äußerster Anstrengung widerstrebt. Nichts kann dafür charakteristischer sein, als die endliche Unterwerfung dieses großen Lehr- und Inquisitionsordens, die Pius IX. 1855 erzwang. Damals veröffentlichte der Generalprokurator der Dominikaner, Gaude, auf Geheiß des Papstes eine Schrift über das neue Dogma, worin es heißt: „Wahrscheinlich sei es nicht, daß seine (des Thomas von Aquino) Werke korrumpiert worden, wie man behauptet hat. Was man aber aus seinen Werken als gegenteilig anführe, scheine sich immerhin noch mit dem Dogma vereinigen zu lassen und könnte es durchaus nicht geschehen, so wäre es mit Ehrerbietung zu verlassen."

Nach katholischer Lehre ist die Bibel die notwendige Quelle aller kirchlichen Glaubensvorstellungen. Wir wollen, um das Verhältnis des Dogmas zur Bibel zu beleuchten, das in der katholischen Kirche bekannte Werk des Seminarprofessors Oswald: „Dogmatische Mariologie" (Paderborn 1850) anführen. Dies Buch kam wegen seiner höchst anstößigen Marienverherrlichung am 6. Dezember 1855 auf den Index. Der damals noch ultramontan gesinnte größte moderne katholische Theologe J. von Döllinger aber schrieb von ihm am 31. Januar 1854: „Wie es in Beziehung auf gründliche theologische Bildung bei uns steht, zeigt der Erfolg eines so kläglichen Produktes wie Perrones Schrift über die immaculata conceptio und die Tatsache, daß ein Buch wie Oswalds Mariologie sich Bahn brechen konnte, ein Buch, von dem man wähnen möchte, es sei bestimmt, den protestantischen Angriffen auf die Kirche Stoff und Vorwand zu leihen." (Bei Bischof Herzog „Stiftspropst Leu und das Dogma von 1854", Bern 1904, S. 32.) Man wird, ohne der katholischen Kirche nahe zu treten, sagen dürfen, daß Oswalds Buch keine Hinneigung zum Protestantismus oder mangelnde Ehrerbietung vor Maria aufweist. Und doch schreibt der Paderborner Professor: „Uebrigens geben die Verteidiger der frommen Meinung (damals gab es das Dogma noch nicht) so ziemlich alle bereitwillig zu, daß in der heil. Schrift kein entscheidender Beweisgrund zu Gunsten der Sentenz enthalten sei" (S. 28). Von den Eltern der Maria sagt derselbe, sie hätten „nach ziemlich (!) beglaubigter Legende Joachim und Anna geheißen" (S. 17). Da es sich bei dem Dogma lediglich um diese beiden Personen und deren eheliche Beziehungen handelt und uns somit von einer Seite, die im Übereifer für das Dogma, nach päpstlichem Urteil zu weit geht, bezeugt wird, daß wir noch nicht einmal die Namen, geschweige denn irgend etwas von ihren Lebensschicksalen wissen, so ist's freilich eine eigentümliche Sache mit diesem Dogma. Was nun die Beurteilung des Dogmas durch die Kirchenväter betrifft, so findet sich darüber bei Oswald folgender klassische Satz: „Zwar kommen der Zeugnisse, welche fürs Gegenteil (des Dogmas) zu sprechen scheinen, bei den Vätern auch genug vor, aber man versteht es mit Geschick, ihre Beweiskraft zu eludieren" (S. 32). Das ist nach Schrift und Tradition, den beiden Quellen für alle katholischen Lehren, die Grundlage unseres Dogmas! Mehr oder minder alle, die über die Sache geschrieben haben — es sind deren nicht wenige —, haben sich genötigt gesehen, diesen Tatbestand einzugestehen, aber das Gesagte genügt wohl.

Und nun das Dogma selbst, als dessen Vater der franziskanische Scholastiker Duns Skotus (1265—1309) und seine Spekulation anzusprechen ist. Wir haben bereits angeführt, daß nach Passaglia selbst der Papst nicht gewußt haben soll, worum es sich eigentlich dabei handelt. Dies Los dürfte er mit den allermeisten Katholiken teilen! Es erfordert tatsächlich einen gewissen Scharfsinn, die conceptio activa und passiva bei Maria zu unterscheiden. Es läßt sich dabei, außerhalb einer medizinisch-gynäkologischen Untersuchung, in guter Gesellschaft nicht gut über diesen Gegenstand verhandeln. Um zu beweisen, wie knifflig die Sache ist, genügt aber wohl die Anführung des folgenden unbestreitbaren Tatbestandes. Als Pius IX. am 8. Dezember 1854 das Dogma verkündete, und jeden verdammte, der es nicht annehmen werde, da existierte, trotz jahrelanger Vorbereitungen, die bekannte Bulle „Ineffabilis deus" vom 8. Dezember 1854 überhaupt noch nicht. Man hatte sich trotz aller Bemühungen noch nicht einigen können und mußte doch einige der nordländischen Einwände noch berücksichtigen. Pius IX. las daher bei der feierlichen Proklamation nur den Eingang und sprach dann die Definition. Der neue Glaubenssatz war aufgestellt worden, bevor jemand genau wußte, was man zu seiner Rechtfertigung vorbringen könne. Diese Tatsache wird jedenfalls von ultramontaner Seite bestritten werden. Der von Bischof Herzog angeführte urkundliche Beweis liegt aber in der Meldung der römisch-katholischen „Schweizerischen Kirchenzeitung" vom 25. Januar 1855, welche damals erst schreiben konnte: „Endlich ist das apostolische Schreiben über das Dogma der erbsündlosen Empfängnis Mariä erschienen" (bei Herzog a. a. O. S. 53). Professor Friedrich aber führt in seiner großen „Geschichte des Vatikanischen Konzils" den Ausspruch Pius IX. über diesen sonderbaren Umstand an: „Questo è una mortificazione per Roma, ma è bisogno di soffrirla affinchè non si dica, che tutto sia dipendente de Jesuiti."*)

Man lese in Friedrichs wertvollem, leider wenig gekannten Buche die Momente nach, welche die Dogmatisierung trotz dieser außerordentlichen Gegengründe dennoch bewirkt haben. Es war die schwüle Atmosphäre römischen Mirakelglaubens, wie er sich z. B. in der „Wundermedaille" von 1832 mit ihrer Inschrift „O Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen" ausprägte. Letztere erwies sich als außerordentlich heilkräftig, „nicht allein gegen Schwindsucht und Wahnsinn, sondern auch gegen Hundswut und Protestantimus" (geschichtl. Bericht über den Ursprung und die Wirkungen der neuen Medaille, Münster 1839, S. 41 ff.). Ihren klassischen Ausdruck aber fand diese Vorstellungswelt in den „Herrlichkeiten Marias" von Liguori. Eine Vorstellungswelt, die zur Zeit der Dogmatisierung so wunderreiche Offenbarungen erzeugte, wie die Erscheinung der „Unbefleckten" in Lourdes und Marpingen. Hierzu nun die Tätigkeit der „Marianischen Kongregationen", deren Mitglieder**) alljährlich den Schwur erneuern mußten und müssen, diese Lehre bekennen und verbreiten zu wollen. Vor allem war Pius IX. selbst ernstlich von jenen Muttergotteserscheinungen und den Prophezeiungen ekstatischer Personen (der Taigi, des Pat. Leonardo ꝛc.) überzeugt und bildete sich ein, von Maria die Mission empfangen zu haben, das Dogma zu erlassen.

Das alles aber war doch nicht die Hauptsache. Die päpstlichen Monsignori lächelten über die naiven Deutschen, die meinten, es handle sich bei dem Dogma eben doch um einen besondern Akt der Huldigung vor der Himmelskönigin. Friedrich teilt darüber in seinem Werk „Ignaz von Döllinger" (III. S. 146) eine recht charakteristische Stelle aus einem Briefe mit, den Professor Knoodt am 10. Juli 1866 an Döllinger gerichtet hat. Knoodt erzählt, daß er und Professor Baltzer vor ihrer Abreise aus Rom, wo sie die Verdammung der Güntherschen Philosophie zu verhindern gesucht hatten (25. November 1854), noch zu einer Audienz bei Pius IX. zugelassen wurden, jedoch im Vorzimmer mehrere Stunden warten mußten, und hier mit dem diensttuenden Kämmerer Talbot ins Gespräch kamen. Nun schreibt Knoodt: „Da war es, wo dieser über unsere Einfalt, die nichts sah, als eben das neue Dogma der unbefleckten Empfängnis, lächelnd, mit einer gewissen diplomatischen Wichtigtuerei uns belehrte: „Sehen Sie, dieses neue Dogma ist nicht die Hauptsache, sondern die Art und Weise der Proklamation desselben. Denn nicht wird der heilige Vater in Vereinigung mit den Bischöfen der Kirche den Gläubigen erklären, was sie in Beziehung auf Mariä Empfängnis für wahr zu halten

*) Diese Verzögerung ist eine schwere Demütigung für Rom, aber wir müssen sie ertragen, damit man nicht sagen könne, alles hinge von den Jesuiten ab!

**) Wie wenigstens Bischof Herzog behauptet.

hätten, sondern es wird der heilige Vater ganz allein, im Bunde nur mit seinem engeren Rate, dem Kardinalskollegium, den Bischöfen und Priestern und Laien proklamieren, was sie zu glauben hätten. Damit ist also die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters proklamiert, die der heilige Vater ja nicht unmittelbar zum Dogma erheben kann. Und in dieser mittelbaren Erhebung der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zum Dogma liegt die eigentliche Bedeutung und Wichtigkeit der bevorstehenden Festlichkeit."

In seiner Allokution an die Bischöfe vom 9. Dezember 1854, am Tage nach der Dogmatisierung, hat Pius IX. das denn auch unverhüllt genug ausgesprochen: „Wir haben verkündet, indem ihr zu unserer großen Freude dabei standet und Beifall klatschtet" (vobis magno cum Nostro gaudio adstantibus et plaudentibus). Und bereits damals ließ der Papst in das Brevier den Satz einrücken: „er (der Papst) beschloß, kraft seines obersten und unfehlbaren Orakels feierlichst zu verkündigen" („statuit supremo suo atque infallibili oraculo solemniter proclamare").

Am erschütterndsten kommt diese Wirkung des Dogmas von 1854 zum Ausdruck in einem Briefe des römisch-katholischen Bischofs Hefele vom 13. März 1871 an Professor Reusch in Bonn. Reusch war exkommuniziert worden, weil er die Unfehlbarkeitslehre vom 18. Juli 1870 nicht anerkannt hatte. Hefele aber hatte sich nach langem Sträuben unterworfen und suchte seinen Bonner Freund zu bewegen, seinem unrühmlichen Beispiele zu folgen. Reusch erklärte: ihm stehe ein Dogma so hoch, daß er eher sein Leben hingeben werde, als ein solches zu verleugnen oder einem falschen sich zu unterwerfen. Hefele aber antwortete: „das sei bei ihm auch der Fall gewesen bis 1854" (Schulte, „Der Altkatholizismus", Gießen, 1887 S. 230).

Darin, daß 1854 den wenigen noch aufrechten Charakteren der römisch-katholischen Kirche das sittliche Rückgrat gebrochen wurde, liegt die eigentliche Bedeutung des damals verkündeten Dogmas und dadurch wird es in der Tat zu einem der bedeutungsvollsten Marksteine in der Geschichte des jesuitisierten und romanisierten Katholizismus.

Dr. O. Hegemann.

XX. Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Mannheim

am 1. und 2. November 1904.

Als ich am 1. November von Ludwigshafen herkommend in die volks- und verkehrsreiche Stadt Mannheim eintrat, in der mir ein gewaltiges Leben entgegenflutete, fragte ich mich: wird sich hier ein genügendes Interesse für unser Missionsfest finden? Nun, ich bin angenehm enttäuscht worden, die Beteiligung der Bevölkerung an den Veranstaltungen war eine sehr rege, am Familienabend, Mittwochabend, geradezu glänzende. Der Gottesdienst am Dienstagabend in der Konkordienkirche, in der Professor D. Bassermann aus Heidelberg eine theologisch tüchtige, verstandesklare Predigt über Römer 2, 28 und 29: „Ist Gott nur der Juden Gott, ist er nicht auch der Heiden Gott?" hielt und das „Missionsinteresse und den Missionseifer an den Missionsgrundsätzen des Apostels Paulus neu entfachen" wollte, sah eine volle Kirche und wurde durch schönen Gesang von Vereinen, die die kirchliche Musik pflegen, unterstützt. Der sich daran anschließende Begrüßungsabend war in einfachen Grenzen gehalten, auch das Mittagsmahl am Mittwoch war von Mannheimern schwach besucht, für die geschäftseifrigen Leute ist auch Mittag $2^1/_2$ Uhr eine schlecht passende Zeit, es wurde aber durch vortreffliche Reden, z. B. von Professor Holtzmann aus Straßburg, Oberkirchenrat Oehler aus Karlsruhe, Pfarrer Schönholzer aus Zürich, Professor Troeltzsch aus Heidelberg u. a. ausgezeichnet, und, wie schon erwähnt, geradezu großartig war die Beteiligung der Bevölkerung aus allen Ständen am Familienabend in dem gewaltigen, neu erbauten Nibelungensaale mit seinem herrlichen künstlerischen Schmuck und seiner großen schönen Orgel. An 4000 Menschen mochten versammelt sein und trotz des Eintrittsgeldes von 20 Pf. auch sehr viel kleine Leute. Es wurde sehr viel von musikalischen Beigaben geboten, fast zu viel, das Fest dauerte von $8^1/_2$ bis 12 Uhr nachts, trotzdem hielten die meisten bis zum Schluß aus. Im Mittelpunkte des Abends standen zwei Ansprachen, der sehr gediegene, aber fast etwas zu hoch gehaltene Vortrag von Professor Thümmel über „Aufgaben, Gefahren und Erfolge der Evangelischen Heidenmission", der die Berechtigung der Mission nachweisen, manche Einwände zurückweisen wollte, und mit Kraft und Wärme von Professor Thümmel gesprochen wurde, und der Vortrag des Professor Schmiedel aus Eisenach, des früheren Missionars in Japan, über „Vulkanische Gewalten im Natur- und Volksleben Japans", in seiner bekannten drastischen, volkstümlichen, lebendigen, packenden Art gesprochen. Mit diesem Familienabende klang das Fest in vollen Tönen aus und hinterließ nachhaltige Wirkung; es war gut vorbereitet. Nur wäre zu wünschen, daß die Versammlungen des Vereins nicht so spät im Jahre angesetzt würden, November ist zu spät, da haben viele nicht mehr Zeit. Darum war der Besuch von Delegierten der einzelnen Zweigvereine ziemlich schwach, Hamburg war gar nicht vertreten, obgleich der Hamburger Verein sehr lebendig ist und erst in diesem Jahre einen Bazar und Abendunterhaltung veranstaltet hat, dessen Ertrag von 15 000 Mk. der Europäerabteilung im Faberhospital zu Tsingtau zu Gute kommt, nachdem er schon früher 10 000 Mk. dafür gegeben hat.

Im Mittelpunkte des Jahresfestes stand naturgemäß die Versammlung des Zentralvorstandes und der Delegierten und die sich daran schließende öffentliche Generalversammlung in der Kirche Mittwochvormittag. Aus den Beratungen des Vorstandes ging hervor, daß das Werk des Vereins seinen steten, ruhigen Fortgang nimmt, daß besonders das Hospital und die Schulen in Tsingtau und Kaumi sehr gut gedeihen, die letzteren besonders unter der Wirksamkeit des Pfarrers Wilhelm, der ein „Missionar von Gottes Gnaden" ist, und der wohlhabende Chinesen vermocht hat, beträchtliche Gelder zu jenen Werken unseres Vereins beizusteuern. Unsere Missionare und Ärzte sind sehr beliebt, aber überall fehlt es an Geld, das war die Klage, die sich durch die Verhandlungen des Vorstandes hindurchzog, und deren Schwere der Schatzmeister des Vereins, Standesbeamter Stolze in Berlin, der nach langjähriger treuer Verwaltung seines Amtes aus demselben, geehrt und bedankt von der Versammlung, jetzt ausschied, oft empfunden hat.

In der öffentlichen Generalversammlung in der Kirche begrüßte nach dem Eröffnungsgebet des Pfarrers Schönholzer Prediger D. Kind, der Vorsitzende des Zentralvorstandes, die Versammlung und machte Mitteilungen aus dem Jahresbericht. „Wie in Baden überhaupt, so haben wir auch in Mannheim eine wachsende Anzahl treuer Freunde und Freundinnen unserer Bestrebungen." „Der Handel erweitert den Blick, da soll auch das Herz weit werden für die fernen Völker, und wen das Evangelium überwunden hat, der möchte mithelfen, daß der christliche Geist überall hindringe. Unser Verein darf nicht abnehmen, er muß zunehmen, wenn er seiner heiligen Aufgabe gerecht werden will." „Seit länger als einem Jahre suchen wir einen neuen Missionar für Japan, die christliche Bewegung in Japan greift um sich und verspricht immer reichere Früchte zu zeitigen. Japan ist der Lehrmeister Chinas, je mehr Japan christianisiert wird, desto mehr wird auch in China dem Evangelium Bahn gebrochen. Der Chinese ist zurückhaltender, wir drängen nicht zur Taufe, durch Hospitäler und Schulen suchen wir den Chinesen den christlichen Geist lieb zu machen."

Auf D. Kinds herzandringende Ansprache folgten sehr warme, gehaltvolle Begrüßungen seitens des Prälaten Oehler im Namen des evangelischen Oberkirchenrates und seitens

des Professors Troeltzsch im Namen der theologischen Fakultät in Heidelberg. Pfarrer v. Schöpffer überreicht eine Festgabe des Badischen Landesvereins im Betrage von 4400 Mark, wozu der Mannheimer Verein allein 2100 Mk. gegeben hat, der Frauenverein 700 Mk., ein evangelischer Arbeiterverein 40 Mk. D. Kind dankt und erklärt, daß noch nie eine Festgabe von solcher Höhe gegeben sei.

Es folgte hierauf der sehr reiche, inhaltvolle, zeitgemäße Vortrag von Pfarrer Christlieb, dem früheren Missionar in Japan, über „Kolonialpolitik und Mission". Er liegt gedruckt vor und ist zur Lektüre sehr zu empfehlen. Ein auch nur kurzer Auszug würde den Rahmen dieser Berichterstattung überschreiten. Er behandelt: 1. Allgemeines Verhältnis von Politik und Mission in den Kolonien. 2. Gemeinsame Kulturaufgaben. 3. Die Sonderstellung des Missionars. Schade, daß sich an einen solchen Vortrag keine Diskussion anschließt, es hatte mancher vielleicht etwas zu sagen, so besonders der Schweizer Abgeordnete, Pfarrer Schönholzer, der nicht mit allen Ausführungen Christliebs einverstanden schien.

Jedenfalls ist auf der Jahresversammlung tüchtige Arbeit geleistet worden und sie gab ein Bild von der ebenso tüchtigen Arbeit, die draußen auf den Missionsgebieten und in den Zweigvereinen getan wird. Seitens des Zentralvorstandes ist auch die demnächstige Herausgabe kleiner Flugschriften und Flugblätter beschlossen worden, die Pfarrer Lehmpfuhl in Berlin verfassen wird und die den Zweigvereinen sehr willkommen sein werden. Möge die Aussaat des Mannheimer Jahresfestes gesegnet sein. A. Portig.

Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte.*)

Zur Einweihung der Protestationskirche am 31. August.

9.

Mit dem Papst suchte Karl nach der Katastrophe von 1527 wieder in ein leidliches Verhältnis zu kommen. Das geschah nicht aus wahrer Herzensneigung zu der Person des heiligen Vaters. Zu tief hatte ihn dieser gekränkt, zu sehr hintergangen, als daß eine solch nachtragende Natur, wie Karl es war, so leicht hätte verzeihen und nicht ein Gefühl der Genugtuung über die Demütigung des heiligen Vaters längere Zeit bewahren können. Aber die Verhältnisse waren wieder einmal mächtiger als der Kaiser. Er lebte in Spanien und dieses Land war, wie Bezold mit Recht hervorhob, katholischer als der Papst. In jenem vom Glaubenseifer durchglühten Volke erhob sich grollender Unwille über die Vorgänge in Rom und der Franziskanergeneral Quiñones wagte dem Kaiser gegenüber die Äußerung zu tun, „daß er, wenn er seine Pflicht gegen den Papst nicht erfülle, nicht länger den Namen des Kaisers führen, sondern nur noch Luthers Feldhauptmann heißen könne". So entschloß sich Karl die weltliche Herrschaft des Papstes wieder herzustellen und ihm versöhnliche Worte zu schreiben. So spricht er schon im Juli 1527 von seiner unverwandelbaren Ergebenheit gegen den Papst und wünscht „Sr. Heiligkeit Hände und Füße zu küssen, ihn in vollkommene Freiheit herzustellen und mit eigener Hand ihn wieder auf seinen Stuhl einzusetzen"; zugleich bemerkt er, er halte es für eine dringende Notwendigkeit, daß die irrige Sekte Luthers ausgerottet werde. So war er wiederum auf dem Wege, der nur durch die italienische Expedition eine Unterbrechung erlitten hatte. Er war wieder der treue Sohn der Kirche und erhob seine Hand zum Schlage gegen die Ketzer. Der Papst hatte die Annäherungsversuche des Kaisers mit gleichem Verhalten vergolten. Dem Drängen des Königs Franz zu neuem Bunde gegen den Kaiser hatte er beharrlichen Widerstand entgegengesetzt. Es war eben ein Gebot der Klugheit, sich fortab treuer an den Kaiser zu halten, auf dessen Seite, wie die Ereignisse gelehrt hatten, mehr Glück und Macht war, als bei seinen Gegnern. So konnte, nicht mehr durch die Politik aufgehalten, das Gewitter gegen die Protestanten heraufziehen, das sich auf dem Reichstag zu Speyer entladen sollte.

Auf den 21. Februar 1529 berief der Kaiser die Tagung dorthin und bezeichnete als Verhandlungsgegenstände die Türkenhülfe und die Beseitigung der Glaubensstreitigkeiten. König Ferdinand war wie schon 1526 wieder dazu berufen, seinen Bruder zu vertreten. Er kam nicht am 21. Februar, sondern 11 Tage später, am 4. März, dort an, und auch da fand er noch sehr wenige der berufenen Reichsstände vor. Von den Fürsten war noch kein einziger erschienen; allmählich und langsam kamen sie an.

Um einen Überblick über die beiden Parteien des Reichstags zu haben, müssen wir die hervorragendsten Männer derselben hier anführen. An erster Stelle ist da auf Seiten der Protestanten Johann Kurfürst von Sachsen zu nennen. Ihn begleitete der Kanzler Brück und seine Räte Albrecht Graf von Mansfeld und Hans von der Planitz. Von Theologen hatte sich ihm Melanchthon und der Hofprediger Johann Acricola angeschlossen, der wie schon 1526 unter großem Zulauf Gottesdienst in evangelischer Weise hielt. Der zweite hervorragende Fürst der Protestanten, der auf dem Reichstage erschien, war der Landgraf Philipp von Hessen. Ihn begleitete sein Hofprediger Erhard Schnepf, ein charaktervoller und tüchtiger Mann, über den der Nürnberger Hieronymus Baumgartner sich später äußerte, er sei der einzige Prediger, der noch den Schnabel habe, christlich und beständig zu singen. Markgraf Georg von Brandenburg, der Herr der fränkischen Fürstentümer, war der dritte evangelische Fürst auf dem Reichstage. Er ist der mutige, charakterfeste Mensch, der diese Eigenschaften wie hier in Speyer, so 1513 in Augsburg dem Kaiser gegenüber persönlich bewies, als dieser die Protestanten zwingen wollte, an der Fronleichnamsprozession teilzunehmen. Auch die eifrigen Förderer der Reformation im Norden, das Brüderpaar Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, waren auf dem Reichstage erschienen, ebenso Fürst Wolfgang von Anhalt-Zerbst. Zu dieser Zahl kamen dann noch einzelne Grafen, so Georg von Wertheim und Wilhelm von Fürstenberg und die Vertreter der protestantischen Städte, unter denen sich Staatsmänner von Ruf und Bedeutung befanden, wie Baumgartner und Kreß, Jacob Sturm u. a. Wir sehen also eine Reihe hervorragender und tüchtiger Männer aus den Reihen der Evangelischen auf dem Reichstage versammelt. Aber freilich, im Vergleich zu den gegnerischen Parteien eine verschwindend kleine Anzahl.

In imponierender Menge waren die Vertreter des alten Glaubens nach Speyer gekommen; voran der König Ferdinand und sein Großkanzler Bischof Bernhard Cles von Trient, ferner der Statthalter Ferdinands in dem von ihm annektierten Würtemberg, Georg Freiherr Truchseß von Waldburg, der im Bauernkriege durch seine grausame Handlungsweise gegen die Empörer sich den Namen „der Bauernjörg" erworben hatte. Sodann der Beichtvater des Königs, Johann Faber, der fanatische Gegner der Evangelischen. Durch seine Predigten im Dome zu Speyer hetzte er unermüdlich gegen die Neuerer, wobei er sich zu mancherlei merkwürdigen Äußerungen verstieg. So sagte er das eine Mal, die Türken seien besser als die Lutheraner, ein ander Mal bemerkte er, er wolle lieber die Heilige Schrift verwerfen als die alten Irrtümer der Kirche, und in einer dritten Predigt erging er sich in tiefsinnigen Betrachtungen darüber, ob eine Maus, die eine geweihte Hostie verzehre, wirklich den Leib Christi genieße.

In stattlicher Anzahl erschienen ferner die Wittelsbacher auf dem Reichstage, nicht weniger als sieben, fünf weltliche und zwei geistliche Mitglieder der Familie waren da vertreten, voran Herzog Wilhelm von Bayern. Den Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen, die beiden unermüdlichen und erbitterten Feinde Luthers und seiner Sache, wie die Herzöge Erich von Braunschweig-

*) Vgl. Nr. 45.

Kalenberg und Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel finden wir ebenfalls dort. Aus der großen Anzahl der anderen Grafen, Herren und hohen Geistlichen mögen noch folgende genannt sein: Markgraf Philipp I. von Baden, Johann Herzog von Jülich-Cleve-Berg, Albrecht, Kurfürst von Mainz, Richard von Greifenklau, Kurfürst von Trier, Hermann Graf von Wied, Erzbischof von Köln, und der Kardinal Matthias Lang, Erzbischof von Salzburg. Wir sehen, die Altgläubigen überwiegen durch ihre Zahl wie durch ihren Rang und ihre Stellung. War es bei ihnen das Gefühl der äußeren Überlegenheit, das ihnen die Sicherheit gab, so war es bei den Evangelischen die Macht des guten, für die Wahrheit streitenden Gewissens, die sie sicher und unverzagt den Kämpfen auf dem Reichstag entgegengehen ließ. Sie leitete das unerschütterliche Vertrauen: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen."

Lic. Dr. Becker.

Die Kirchen von Paris.*)

II.

Von den Buttes Chaumont, dem großartigen Parke, welchen Napoleon der Dritte von dem Architekten Haußmann für die revolutionären Viertel der Hauptstadt anlegen ließ, hat man einem herrlichen Blick auf den Montmartre mit der Kirche des heiligen Herzens. Der Hügel hat seinen Namen von dem Gotte Mars, welchem auf dem Berge ein Tempel errichtet war. Andere leiten den Namen von dem lateinischen Worte martyrium ab, weil nach der Sage der heilige Dyonisius hier mit seinen Gefährten den Märtyrertod erlitten haben soll. Von den Höhen des Montmartre aus bedrohten im Jahre 1814 die Verbündeten die Stadt Paris, und im Jahre 1871 bemächtigten sich die Commünards der hier aufbewahrten Kanonen und gaben damit das Zeichen zum allgemeinen Aufstande, welcher von verhängnisvollen Folgen sein sollte. Die Kirche, welche von Kennern für die schönste in der Hauptstadt gehalten wird, ist zwar noch unvollendet, dient aber seit 1891 kirchlichen Zwecken. Sie ist im byzantinischen Stile nach den Plänen Abadies erbaut und mit einer schönen Kuppel gekrönt, hinter welcher sich ein hundertzehn Meter hoher Turm erhebt. Die Arbeiten haben neunundzwanzig Jahre ununterbrochen gedauert und mehr als zweiunddreißig Millionen verschlungen. Die aus Gips bestehende Kappe des Berges mußte erst entfernt werden, um festen Grund zu gewinnen. Auch hat die Beschaffung der Gelder große Mühe in Anspruch genommen; denn die enormen Summen sind lediglich durch Sammlungen und Eintrittsgelder aufgebracht worden. Wäre die Stadt Paris nicht so reich, so ließe sich kaum begreifen, daß bei dem Rückgange des Katholizismus in Frankreich so viel Geld aus freiwilligen Beiträgen hätte zusammenfließen können. Besondere Anziehungskraft besitzt die Savoyarde, eine große Glocke, welche von Savoyen der Kirche geschenkt ist. Sie wiegt 18825 Kilo und ist für den Turm bestimmt, der seiner Vollendung harrt. Von allen Glocken Frankreichs ist sie die schwerste und wird nur von der Zarenglocke im Kreml zu Moskau an Gewicht und Umfang übertroffen. Bei hellem Wetter hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt Paris und kann die Hauptgebäude genau unterscheiden.

Von den protestantischen Kirchen habe ich die an der Avenüe der großen Armee kennen gelernt; ich bin darin zweimal beim Gottesdienste gewesen und habe bei dieser Gelegenheit so viel davon gesehen, daß ich einige Worte davon sagen kann. Die große breite Straße ist eine Fortsetzung der Champs Elysées und führt nach den Dörfern Neuilly, Sèvres und St. Cloud. Wenn man von dem Triumphbogen des Etoile abwärts steigt, so liegt das Kirchlein an der rechten Seite. Man würde es wohl kaum auffinden, wenn man sich nicht durch Fragen orientierte oder einem Kirchengänger auf den Fersen folgte. Die Kirche bildet ein Kreuz, an dessen Fuß gerade über dem Haupteingange die Orgel steht. Im Rücken des Organisten befindet sich ein Emporeum für die Sänger, welche bei jedem Gottesdienste mitwirken. Der Altar ist dem Haupteingange gegenüber errichtet. Von der Kanzel aus, welche einige Meter hoch von dem Fußboden an der Wand befestigt ist, kann der Geistliche allerdings von allen Seiten gesehen werden, er muß sich aber nach links und rechts drehen, wenn er die Gemeindemitglieder erkennen will. Die Prediger, welche ich zu hören Gelegenheit hatte, würde man bei uns zu den rechtsstehenden zählen. Das Innere war hell und sauber und berührte durchaus sympathisch; aber der Kirchenbesuch war nur schwach und ließ vermuten, daß auch in protestantischen Kirchen Frankreichs das kirchliche Interesse nicht allzu groß ist. Vielleicht hatte auch die Hitze, welche gerade in jenen Tagen einen ungewöhnlich hohen Grad erreicht hatte, viele Gemeindemitglieder daheim gehalten. Unter der Kanzel las ich auf einer Widmungstafel den Namen Bersier, welcher die Gemeinde gegründet und den Kirchenbau in die Wege geleitet hat. Er war ein sehr begabter Redner und ist der erste Prediger an der Kirche gewesen. Selbstverständlich erhebt diese Skizze keinen Anspruch auf Ausführlichkeit. Ich hoffe aber doch, daß diese kurze Darstellung den Leser interessiert hat.

Hildebrand.

*) Vgl. Nr. 47.

Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des "Büchertisches" hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg, 1. Reihe, 2.—3. Heft: Jesus, von Professor D. Wilh. Bousset-Göttingen. Halle a. S., Verlag von Gebauer-Schwetschke. 60 Pfg., kart. 80 Pfg., Geschenkband 1 M. 103 S.

Es sind alte, protestantenvereinliche Ideen (Aufklärung, Popularisierung der wissenschaftlichen Forschungen), von denen der rührige Verlag Gebauer-Schwetschke und der Leiter des Unternehmens Lic. Michael Schiele-Marburg bei ihrer Herausgabe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" ausgehen. Solch Unterfangen kann daher, zumal auch hervorragende liberale Theologen als Mitarbeiter gewonnen sind, von vornherein auf unser lebhaftes Interesse Anspruch machen. Und die bisher erschienenen Heftchen sind geeignet, es nicht erkalten zu lassen, besonders das zuletzt erschienene Doppelheft: Jesus, von Bousset. Für Leute freilich, die in den althergebrachten kirchlichen Anschauungen leben, ist das Büchlein nicht; die werden viel vermissen und sich darum vielleicht enttäuscht abwenden. Man muß bei der Lektüre von allen kirchlichen und dogmatischen Ansichten über Jesus einmal völlig abstrahieren Dann aber hat man auch rechten Gewinn und reichen Segen davon. Bousset schildert uns Jesus geschichtlich auf neue eigenartige Weise auf der Grundlage der drei ersten Evangelien, dabei zieht er nur gesicherte Ergebnisse in den Kreis seiner Erörterungen, und zeigt freimütig auch die Stellen auf, wo die wissenschaftliche Forschung Fragezeichen setzt. Und doch, trotzdem so vieles hinfällt, trotzdem der Verfasser zu dem Ergebnis kommt, daß die Quellen nicht ausreichen, ein Leben Jesu zu schreiben, der Zweck seiner Schrift ist keineswegs niederzureißen, sondern sie ist im tiefsten Sinne eine aufbauende. Die ganze Schrift ist das Zeugnis einer tief religiösen Persönlichkeit. Man fühlt es, dieser Jesus, wie er ihn uns schildert, hat für den Verfasser wirklich selber die Bedeutung gewonnen, die er ihm zuschreibt, der Führer zu Gott zu sein. Dazu kommt, daß Bousset ein Meister der Sprache ist, er schreibt einfach und klar, für jedermann verständlich, und seine Worte haben oft einen geradezu hinreißenden Schwung. Das Büchlein läßt den Leser nicht eher los, bis er es ganz gelesen hat. Ich wüßte für moderne, zweifelnde und ringende Seelen, die die bisherige dogmatische Art der Auffassung der Person Jesu unbefriedigt gelassen hat und die trotzdem noch ein regiöses Verlangen im Herzen tragen, keine bessere Lektüre.

Warchau. Koch.

Graf von Hoensbroech, Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. 11.—20. Tausend. Leipzig 1904. Breitkopf & Härtel. XII, 180 S. Preis 1 Mk.

Graf Hoensbroech und die Verlagsfirma seiner zweibändigen Geschichtspolemik „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" haben sich, nachdem von der Hauptausgabe vier starke Auflagen nötig geworden, dankenswert entschlossen, den Inhalt des ersten Bandes in Form eines Volksbuchs auch denen zugänglich zu machen, die auf das wissenschaftliche Belegmaterial verzichten und für das Material der Tatsachen statt 12 bis 15 Mark nur eine aufwenden wollen. In der Tat ist auf den 180 in Doppelspalten eng bedruckten Seiten der Text des Hauptwerks fast unverkürzt wiedergegeben; ja auch die Vorrede der ersten Auflage mit der persönlichen Motivierung der Arbeit und der

prinzipiellen Rechtfertigung der vielfach grauenerregenden Darstellung ist zum Eingang geboten; so sollen auch die breiten Massen der Leser erfahren, daß es dem ehemaligen Jesuiten nicht um wohlfeile Sensationsmacherei eines „Abtrünnigen" zu tun ist, sondern um ein Werk im Dienste der historischen Wahrheit, die dem Verfasser seit Jahrzehnten auf der Seele gebrannt hat, so daß die Veröffentlichung ihm zur heiligen Gewissenssache geworden war. — Auf den Inhalt der vier Bücher (1. Papsttum und Inquisition, 2. Papsttum und Aberglaube, 3. Papsttum und Hexenunwesen, 4. Die Verantwortlichkeit des Papsttums) brauche ich hier nicht näher einzugehen. Jedermann ist ja nunmehr im stande, wieder und wieder davon Kenntnis zu nehmen. So sehr ich also diese Volksausgabe des ersten Bandes begrüße als wuchtige Angriffswaffe gegen römische Geschichtsverdunkelung, so dringlich bitte ich im Interesse der öffentlichen Moral, von einer — „zur Zeit" auch noch nicht geplanten — Volksausgabe des zweiten Bandes dauernd abzusehen und sich an dem zweifellos zu erwartenden Massenerfolg der vorliegenden genügen zu lassen. Auf anderem Gebiet hat die Markausgabe von Haeckels Welträtseln genug Verirrung in unreifen Geistern angerichtet. Hier würden die Legionen unreiner Geister entfesselt werden. Kohlschmidt, Magdeburg.

Fritz Anders. Doktor Duttmüller und sein Freund. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow 1902.

Wir kannten Fritz Anders schon aus seinen Skizzen aus unserem heutigen Volksleben. Zwei Sammlungen je 4 ℳ, im gleichen Verlag. Da hat er mit feinem Stift aber mit wenigen Strichen gezeichnet, was den klugen umschauenden Augen begegnet ist an wunderlichen, unlauteren, unglücklichen, freundlichen Gestalten oder an unwahren, verlogenen, kümmerlichen und widerwärtigen Erscheinungen im Gegenwartsleben, mit großer humoristischer und satirischer Gabe, die einen Blick gibt für die Schwäche am Menschlichen. Nun ist er dem Doktor Duttmüller begegnet, dem Sohn der Waschfrau, der aus kümmerlichen Verhältnissen durch Fleiß und Sorgen zum vielbeschäftigten, aber auch habgierigen Arzte wird, und seinem Freunde, dem liebenswürdigen, treuen und gescheuten Fritz Wanderer, der einst aus der Prima abgehen mußte, weil er ut mit dem Indikativ konstruiert hatte, ein Kaufmann wurde und schließlich Direktor eines großen Industrieunternehmens wird, und zeichnet deren Leben innerlich und äußerlich mitten in der Entwickelung eines Bauerndorfes zum Industrieort unter dem Wachstum und dem Verfall und Wiederaufleben industrieller Unternehmungen, unter Industriellen mit ihrer Profitwut, Bauern in ihrer Torheit, Arbeitern in ihrer Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Partei. Die Erzählung ist klar und geschlossen, die Charaktere, auch der Frauen, auch der Volkskreise, trefflich und überzeugend gezeichnet und doch ist's uns, als sei die Sache zu groß gewesen für unsern Verfasser, in die Tiefen tun wir keinen Blick und fast scheint es so, als habe er die großen Probleme der Zeit nur aus Zeitungsberichten und Versammlungsprotokollen erlebt. Dennoch, um der lieben Gestalten willen, die uns dort begegnen, um der ernsten und wichtigen kleinen Bilder willen, die im Zusammenhang auftauchen und zu uns reden, sei dies Werk auf den Weihnachtstisch gelegt — eine saubere Lektüre, wie alles, was der Verlag Grunow uns bisher gegeben hat. A.

Paul Mohn und Karl Gerok. Christkind. Bilder und Lieder. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 3,50 ℳ.

Ein Kinderbuch mit hübschen Bildern, die doch durch die Einheit der Herstellung ein wenig schablonenmäßig sind, ein wenig mehr Steinhausen hätten wir gewünscht. Die Lieder sind fein und gut und gefallen uns wohl. Aber wunderlich scheints, daß nun die mittelalterliche Darstellungsart aufwacht: Maria mit dem Engel in einer Loggia, die heiligen Dreikönige in einer mittelalterlichen Stadt und einer mittelalterlichen Bürgerstube, die Darstellung im Tempel (als Kirchgang der Maria) vor einem alten Domportal, dazwischen hübsche Dorfbilder. Die Kritik müht sich um das historische Bild, um das Verständnis Jesu auf orientalischem Hintergrund, warum denn nicht helfen durch Anschauungsunterricht schon im Kindesalter? Wenn das aber nicht gehen sollte, dann ist uns Uhde doch lieber als Gebhardt. F....r.

Johannes Dose. Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. Glückstadt. Max Hansens Verlag.

Wer hier erwartet, etwas vom „Bund der Landwirte" zu hören oder von dem Geiste zu spüren, der in den Zirkus Busch-Versammlungen weht, der wird angenehm enttäuscht. Ein Agrarier wird endlich der Muttersohn Adam Amatus Friedrich Junker und die Seinen kommen von Kleinbauern her, aber so lange unsere Geschichte spielt, sind es nicht Kornpreise, Zolltarif und Handelsverträge, noch Wetter, Saat, Ernte und Viehsorgen, um die es sich handelt, sondern innerliches Leben und Erleben wird uns gezeigt im Handeln, Reden und Denken der Menschen, die an uns vorüber ziehen. Und doch ist's nicht so unrecht, wenn jenes Wort als Untertitel steht, wenn man als Gegensatz den Städter, den Großstädter zumal, denkt. Die furchtbaren Gegensätze, die ringenden Probleme, das Toben und Jagen, das fehlt, und wer das Buch liest, während vor seinen Fenstern das Leben der großen Stadt vorbei hastet, dem wird es still und friedlich und wohlgemut. Denn die Leute, mit denen wir beim Lesen eine Weile leben dürfen, sie haben eins, was die große Stadt uns raubt: Zeit für sich und für einander. So hängen sie fest aneinander, der schlichte, ein wenig kümmerliche Hans Junker, der wenig erreicht mit seiner inneren Unzulänglichkeit, sein ernstes, kluges, unermüdliches Weib, seine Kinder, die rüstige Älteste, die stille, tiefe, blinde Friedline und der Muttersohn, und ihr Leben dient im engen Kreise eines dem andern. Unter Mühen, Arbeiten und Sparen wird der Sohn ein Kandidat durch der Mutter Sorge, bis die Schwäche, die ihn je und je wieder der Versuchung zum Trunk erliegen läßt, die schon die Mutter zwang, mit dem Sohne in seiner Studenten- und Examenszeit zusammenzuleben, ihn herauswirft aus seiner Bahn. Er wird aus dem Kirchendienst entlassen, weil er durch einen gemeinen Streich von dänisch gesinnten Jünglingen bei einem großen Fest, von der Wirkung des Alkohols übermannt, zum Spott der Leute wird. Er geht nach Amerika und wird Farmknecht und unter körperlicher Arbeit wird er gesund. Daß er dort den verschollenen Bruder seines Vaters findet, daß er bald durch den Tod des Onkels zum Erben wird, mutet ein wenig romanhaft an, er wird nun ein Agrarier, ein Bauer und die Mutter sieht sein Glück noch, das er teilt mit der, deren Bild neben der Mutter treuer Liebe und Sorge ihn vorwärts und aufwärts gezogen hat. Geht's mit diesem Kreise aufwärts, so zergeht das Glück eines Nebenkreises, der Familie des Bruders der treuen Mutter, unter haltloser Charakterlosigkeit, törichter zuchtloser Elternliebe und der Nietzsche-Verehrung eines niedrig gesinnten Sohnes. Wohl war's uns manchmal, als sei die moralische Absicht des Dichters ein wenig gar zu deutlich, aber immer wieder vergessen wir solche Störungen unter der Freude an seiner lebendigen und frischen Darstellung. Frommer Sinn in fester Gewißheit der Gottesgemeinschaft ist der Grund, aus dem Werden und Wachsen irdischen Glückes, die Überwindung des Schweren und des Argen, der Sieg über den Tod hervorwächst. Ein gutes Buch für unsere Zeit, auch für das heranwachsende Geschlecht. A. F.

Aus Tagen deutscher Not. Eine geschichtliche Erzählung von Anton Ohorn. Mit Abbildungen von Professor Hans W. Schmidt in Weimar. Zweite Auflage. (Julius Lohmeyers Vaterländische Jugendbücherei für Knaben und Mädchen. Band 3.) München, J. F. Lehmanns Verlag. Preis in schönem Geschenkband geb. 2 ℳ.

Der Held dieser Erzählung ist Johann Gottfried Seume, ein echter, deutscher Mann vom Kopf bis zur Sohle. Die eigenartigen Lebensschicksale des deutschen Dichters sind wohl wert, unserer heutigen Jugend vorgeführt zu werden. Im weiteren Verlauf der Erzählung werden uns die schmachvollen Zustände geschildert, die zur Zeit des korsischen Eroberers in Deutschland herrschten. Seume hat trotz des schweren Ungemachs, das ihm selbst und seinem deutschen Vaterland widerfahren, doch nie die Hoffnung aufgegeben, daß Deutschland seine Freiheit erkämpfen werde. Den Sturz Napoleons sollte er nicht erleben. — Seume wird ein Beispiel unerschütterlichen deutschen Mannesmuts bleiben für alle Zeiten. — Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß diese schöne Erzählung aus der Feder Ohorns nun schon in zweiter Auflage und zwar in guter und ansprechender Ausstattung erschienen ist. Der Preis von 2 ℳ ist sehr billig. Es ist einer der billigsten Bände aus der bekannten Lohmeyerschen Jugendbücherei und er verdient die Beachtung aller Eltern und Lehrer.

Fanny Stockhausen, Zwei Kämpfer am Niederrhein. Leipzig, Friedrich Jansa. Gebd. 3 ℳ.

Ins „hillige" Köln des Mittelalters führt uns die Erzählerin und es ist ihr gut gelungen, die schwere und trübe Kirchenatmosphäre des mittelalterlichen Geisteslebens um uns auszubreiten. Wir sehen in dem „Annoliedsänger" den ganzen für uns unnatürlichen Kampf, in welchem gesundes menschliches Fühlen und Wollen unter harter Klosterregel sich selbst abzutöten sucht, und im „Arnold von Köln" ringen die ersten vorreformatorischen Lebensfunken evangelischer Wahrheit unter all dem Moder veräußerlichten, herzlosen Kirchenwesens danach, zur Flamme zu werden. Das Pfaffentum tritt sie erbarmungslos aus, wie es das immer tut. Eine längst verklungene Zeit; aber wer das religiös-kirchliche Leben unserer Zeit wirklich mitlebt, weiß es, gestorben ist sie noch immer nicht. Die Verfasserin gräbt tief und bietet das Gefundene in anschaulichem Leben dar. Wir wünschen ihr viele Leser. Ihr Buch ist wirklich ein gediegenes Weihnachtsgeschenk.

Martin Bücking. Rektor Siebrand. Eine Erzählung von der Elbmündung. Niedersachsen-Verlag, Carl Schünemann, Bremen. Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Rektor Siebrand ist ein junger Theologe, der in einem Marktflecken im Lande Hadeln, „Hadelworth" an der Mündung der Elbe, die Rektorklasse der dortigen Schule verwaltet. Die Erzählung spielt in unmittelbarer Nähe von Cuxhaven. Siebrand ist ein argloser, frischer, offener Charakter, dessen Grundsatz lautet: „Immer stramm und nicht bange." Er lebt als Mensch unter Menschen, schaut die Welt mit unbefangenen Augen an und weiß sich in Land und Leute zu schicken. An allem, was um ihn her vorgeht, nimmt er teil, verschmäht auch nicht, hin und wieder in den Wirtshäusern mit den ehrsamen Hadelworthern zu verkehren und sich auf ländlichen Festen mit ihnen zu freuen. Das alles geschieht jedoch unbeschadet seines Lehrerberufs, dem er mit Eifer und viel Geschick obliegt. Alle seine Erlebnisse und Beobachtungen schildert die Erzählung anschaulich, in frischer, flotter Sprache, als ob man dabei wäre. Die auftretenden Personen, echte Produkte ihrer Scholle, sind lebenswahr und sicher gezeichnet. Die Hauptfiguren — es sei nur erwähnt Theda, die herrliche Tochter des Schultheißen von Kampen, der alte biedere Kantor, die beiden Pastoren usw. — heben sich plastisch hervor. Auch ein kräftiger Volkshumor kommt öfters zur Geltung, und eine heitere, gesunde Lebensanschauung liegt über dem Ganzen. Wie anheimelnd sind Land und Leute geschildert! Es ist, als atmeten wir den Duft der heimatlichen

Scholle, als umwehte uns die frische Seeluft mit ihrem salzigen Odem. Nur eine Gestalt gehört nicht unter die freien Friesen, die des starrorthodoxen Pastor Griepenkerl, auch nicht sein frömmelnder Anhang. Kein Wunder, daß bei dieser Clique das ungezwungene Leben des Herrn Rektors Anstoß erregt. Sie verklagen und verleumden ihn bei seinen Vorgesetzten als einen Menschen, völlig ungeeignet, die Stelle eines Jugenderziehers, geschweige denn in Zukunft die eines christlichen Predigers und Seelsorgers zu bekleiden. Und doch hatte er still und treu das Seinige getan und die Gestalt des Heilands zwar nicht als ein überirdisches Wesen, aber doch in ihrer ganzen „menschlichen Größe und göttlichen Großartigkeit" in die Herzen der Jugend zu senken versucht. Aber er gab wenig auf den äußern Schein und hielt „die Zuverlässigkeit der bodenechten Leute an der Wasserkante für wertvoller" als das von Griepenkerl geforderte äußere Kirchentum. Und in diesem Vertrauen sollte er sich nicht getäuscht haben, gerechtfertigt geht der junge Mann aus dem Anklagezustande hervor, und der Herr Superintendent Steenbrügge sagt sogar zu ihm: „Haben Sie sich bislang bemüht, Land und Leute kennen zu lernen und haben Sie sich dabei auch etlichen Wind um die Ohren wehen lassen, so meine ich, haben Sie sich genau so gut, wenn nicht noch besser vorbereitet als mancher Kandidat, der von einem Missionskränzchen ins andere läuft." — Was nun folgt, und wie sich das alles vor unsern Augen abspielt und entwickelt, das muß man lesen. In der Sündflut unserer heutigen Romanliteratur bildet Rektor Siebrand eine kerngesunde, herzerfrischende Erscheinung. Nicht bloß in niedersächsischen Landen, sondern auch in Mittel- und Süddeutschland dürfte Bückings Erzählung sich viele Freunde erwerben. F. Poppe.

Zwei Kunstblätter. Herausgegeben von Friedrich Jansa, Leipzig; auf starkem Karton. Einzelpreis 30 Pfg., 50 Stück à 25 Pfg., 100 Stück à 20 Pfg.

Das eine illustriert das Wort: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gegeben 2c.", das andere den Johannesspruch: „Also hat Gott die Welt geliebet 2c." Die künstlerische und technische Ausführung ist vorzüglich, — an der Verbildlichung der Gedanken finden wir wenig Geschmack. Die Blätter sind in erster Linie als Weihnachtsgeschenke in Vereinen gedacht. Vereinsleitern, denen es vor allem auf biblische Treue ankommt, werden sie willkommen sein.

Türmer-Jahrbuch 1905, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. VIII und 660 S. Preis 8 Mk.

Auch in einem deutsch-protestantischen Gemeindeblatte darf das neue schöne und gediegene Türmer-Jahrbuch warm empfohlen werden. Nicht bloß deshalb, weil an der Spitze der reichhaltigen Rubrik „Am Webstuhl der Zeit" gleich hinter der Übersicht über die Welt- und Reichspolitik der jüngsten Vergangenheit ein Jahresbericht über die evangelische Kirche steht, der nach zutreffender Kennzeichnung der letzten preußischen Generalsynode auch die Arbeiten und Kämpfe der wissenschaftlichen Theologie des deutschen Protestantismus kurz berührt. Der unmittelbar folgende Bericht des Würzburger Professors Schell über die katholisch-theologische Literatur der letzten Jahre wird gebildeten protestantischen Laien noch nützlicher sein. Und um von den weiteren Übersichten nur einige zu nennen: die Abschnitte Pädagogik (von Ludwig Gurlitt), Frauenfrage (von Marie Diers), Deutsche Erzähler (von Otto v. Leixner), Deutsche Lyrik (von Maurice v. Stern), haben für das deutsche Haus und Herz ein Interesse und auch eine Mission, die weit hinausreichen über die trennenden Schlagbäume der Konfession. Das gilt in noch viel höherem Maße von den eingehenden vorzüglichen Aufsätzen des Kieler Naturforschers J. Reinke, der die Frage: „Darf die Natur uns als Offenbarung Gottes gelten?" freudig bejaht, der Oberlehrerin Marie Martin, die die Zeit- und Streitfrage deutscher Frauenbildung geschichtlich zu verstehen und im Sinne sittlicher Hoheit, Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit zu lösen sucht, des Dr. Waldemar Zimmermann über die moderne Wohnungsfrage in Preußen und Deutschland, endlich des köstlich satirischen Kritikers Johannes Gillhoff, der allerlei Jugendliteratur, für Jungen und Mädchen, mit evangelischer, katholischer und sozialdemokratischer Tendenzverpfefferung durchprüft und zu dem traurigen Ergebnis kommt: „Ein großer Haufen Schutt und wenig volle, schwere Körner — das ist unsere Jugendliteratur!" Dem Türmer-Jahrbuch für 1905, Glückauf! J. W.

Der Brockenhaus-Bote. Kalender für das Jahr 1905. Zur Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben vom Vorstand des Vereins Berliner Brockenhaus. Berlin SW. 61. L. Frobeens Verlag. Preis 50 Pfg.

Das „Brockenhaus" sammelt alte Möbel, Wäsche, Kleidungsstücke, ebenso Bücher, Zeitungen, Flaschen, Metall, Haushaltungsgegenstände, Papier, Glas, Lumpen — kurz, alles, was im Hause unnütz umherliegt. Diese Gegenstände werden für Bedürftige dort wieder nutzbar gemacht und Armen nach deren Auswahl für wenige Pfennige verkauft. Nur in besonderen Fällen werden Geschenke gegeben. Jahresbeitrag mindestens 3 Mk. Der Kalender führt aufs mannigfaltigste in die Armenpflege überhaupt, in die Brockenhausarbeit insbesondere ein. Wenn die Einblicke in die Nöte und Schäden der Armut das Herz bedrücken, so hat andererseits der durch das Ganze gehende Geist der mutigen Liebe etwas Tröstliches und — Antreibendes: „Geh', hilf mit!" M. F.

Die Freude. Ein deutscher Kalender für das Jahr 1905. Düsseldorf und Leipzig, 1905. Verlag von Karl Robert Langewiesche. Preis 1,20 M., in sehr geschmackvoller Ausstattung.

Auch dieser dritte Jahrgang der „Freude", die wir schon in den Vorjahren warm empfohlen haben, wird auf manchem Weihnachtstisch eine hochwillkommene Gabe sein. Steinhausens Künstlerhand lieferte den künstlerischen Schmuck — vor allem sei auf eine reizende Serie von Zeichnungen, „Mutterglück", hingewiesen, — während der Text größtenteils dem alten Schatz des „Wandsbecker Boten" in sehr verständnisvoller Auswahl entnommen ist. Das Motto „Mut und Freude — es ist, als seien diese beiden die ersten Pflichten des Lebens", kennzeichnet in treffender Weise den ganzen Charakter des Kalenders. Pfannkuche.

Hier und dort. Betrachtungen in Folgerungen aus dem Diesseits aufs Jenseits von Hermann Krone. Halle a. d. S. Kommissions-Verlag von Otto Hendel. 90 S.

Nach dem Vorwort beanspruchen diese Betrachtungen „nichts mehr und nichts weniger als das Anerkenntnis einer zuversichtlichen Glaubensfreudigkeit einer Seele bei ihrem Hingange ins Jenseits". Die poetische Form deutet also nicht darauf hin, daß es sich um Phantasiegebilde handle, sondern will der Erhabenheit des Gegenstandes entsprechen. Es ist erhebend, von einem freien Geiste eine so zuversichtliche Bejahung Gottes und des Jenseits zu vernehmen. Zugleich spricht ein tiefes Gemüt uns an z. B. in dem Gedicht: „Das Grüßen der Seligen." P. Chr. E.

Credo! Gedichte über Christentum und christliche Kirche von A. v. Gräfe. Berlin SW. Hugo Steinitz Verlag, 1904. 23 S. 60 Pf.

Der Verfasser will geben „schlichte Reflexionen stiller Stunden über Dinge, die zu durchdenken wir unbegreiflicherweise vornehmlich den Theoretikern und Gelehrten überlassen, und die gerade dadurch erst kompliziert und unverständlich gemacht worden sind, obwohl sie zuerst den Kindern und Einfältigen gepredigt wurden". Das Fundament des Christentums ist ihm die Bergpredigt. Darin beruht die Überlegenheit der christlichen Religion über die jüdische, muhammedanische, buddhistische; sie hat aber ihre welterobernde Kraft dadurch eingebüßt, daß die Kirche an Stelle jenes Fundaments das Apostolikum mit der Trinitätslehre setzte. Einem Credo, das die Bergpredigt so hoch schätzt, kann man nur recht viele Anhänger unter den modernen Menschen wünschen. P. Chr. E.

Die rechte Religion. Der Basler Schulsynode vorgetragen von D. Adolf Bolliger, Professor der Theologie. 47 S. Basel, Benno Schwabe Verlagsbuchhandlung, 1904. Preis 80 Pfg.

Zunächst wird eine ausgezeichnete Übersicht über die verschiedenen Auffassungen vom Wesen der Religion gegeben und gezeigt, daß Religion ein subjektiver Zustand sei, in welchem nicht, wie Biedermann will, die Wechselwirkung mit dem Objekt inbegriffen sei, daß dabei ferner eine Beziehung auf Götter stattfinde — gegen Schleiermacher und Kaftan — endlich, daß ihre subjektive Form ein Willensverhalten zu dem wie immer ins Bewußtsein getretenen Gott sei — im Unterschied von Hegel u. a.

Hierauf erweist der Redner die christliche Religion als diejenige, welche den Anforderungen entspricht, die an die rechte Religion gestellt werden müssen. Daß sie den wirklichen Gott, den wirklichen Gotteswillen und das wirkliche Heil hat, läßt sich erfahrungsmäßig feststellen. Besonders beachtenswert ist in diesem Abschnitt die Ablehnung unzulänglicher Apologetik gegenüber der mechanistischen Welttheorie.

Den Schluß bilden packende Ausführungen über den Einfluß der rechten Religion auf das Leben und Wirken des Lehrers und der Lehrerin. P. Chr. E.

Wie besiegen wir die Trägheit? Rede, gehalten am Jahresfeste der Universität Basel, von Rektor D. Adolf Bolliger. Basel, Benno Schwabe Verlagsbuchhandlung, 1904. 36 S. Preis 80 Pfg.

Nicht eine trockene Moralpredigt, sondern eine ethische Ansprache, wie sie sein soll, frisch, sachlich überzeugend, begeisternd. So wird der Kampf gegen die Trägheit als den größten Feind insbesondere des Gelehrtenstandes geführt. Zur Sprache kommt dabei hauptsächlich der Wert der Gewöhnung an die Arbeit, die Wichtigkeit der richtigen Leibespflege gegenüber der Neurasthenie unserer Tage und den Gefahren des Exzedierens in Baccho et Venere, die Stellungnahme zum studentischen Vereinsleben, die Frage einer Beschränkung der akademischen Freiheit im Interesse der Arbeit. Man kann nur wünschen, daß diese durch und durch gesunde Schrift in die Hände recht vieler Studenten gelangen möge. P. Chr. E.

W. Bornemann. Römischer Priester und evangelischer Pfarrer Eine Skizze. Köln, Tulde. 25 S.

Den durchgehenden und für das Volks- und Staatsleben durchaus wichtigen Gegensatz zwischen römischem Priestertum und evangelischem Pfarrerstand hat letzthin Bornemann in einer scharf pointierten Gegenüberstellung beleuchtet. Es fehlt dabei nicht an Hervorhebung der gleichartigen parallelen Züge im Bilde der beiden „christlichen Geistlichen" und wie beide vom Volke angesehen werden. „Aber grundverschieden ist gleichwohl ihr Amt, ungleich deshalb auch die Art ihrer Ausbildung, andersartig ihre Einfügung in den kirchlichen Gesamtorganismus ihrer Konfession, und ganz verschieden endlich ihre Stellung zu Staats- und Volksleben" Unter diesen vier Gesichtspunkten wird eine Fülle von Material geboten oder doch berührt in klarer, lebhafter Sprache, so daß das spezifisch „geistliche" Thema auch dem Laien-Leser faßlich und anfassend nahe gerückt wird. Kohlschmidt.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 50.

Bremen
Berlin.

10. Dezember 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der französische Protestantismus in Gefahr. II. — Bonifatius in Böhmen. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der französische Protestantismus in Gefahr.

II.

Seit einem Jahre arbeitet in Paris die Kommission, welche sich offiziell mit den Problemen zu befassen hat, die bei der Trennung der Kirchen vom Staat zu lösen sind. Kürzlich hat nun der Ministerpräsident Combes den von ihm angedrohten Gesetzentwurf publiziert, wodurch die alte Ordnung beseitigt und die neue hergestellt werden soll. Wir berücksichtigen hier die 25 Artikel, insofern die evangelischen Gemeinschaften des Landes davon betroffen werden. Da das Gesetz Anfang des Jahres 1905 von der Kammer beraten und verabschiedet werden soll, um dann mit dem 1. Januar 1906 in Kraft zu treten, haben wir es mit brennenden Fragen zu tun.

1) Zuerst „trennt sich der Staat von der Kirche" und löst damit jede bisherige verfassungsmäßige Verbindlichkeit gegen die Kirche im Prinzip auf, streicht aus dem Budget alle Gehälter für die Pastoren, Subventionen für die Gemeinden und theologischen Unterrichtsanstalten, für Emeriten und Witwen. Ferner verfügt der Staat über alle bestehenden kirchlichen Gebäude, gleichviel, ob diese ursprünglich Staatseigentum waren oder von den Gemeinden aus ihren Mitteln geschaffen wurden. Denn, argumentiert der Staat, die Kirchen hören überhaupt durch dieses Gesetz auf, rechtlich zu existieren. Alle Gemeinden werden schlechterdings aufgelöst, das Gemeindeeigentum wird Staatseigentum.

2) Da nun der Staat a priori annimmt, daß bisherige Mitglieder einer Kirche auch künftig eine Religionsgemeinschaft bilden wollen, so läßt er ihnen das Recht dazu, in Form von Kultvereinen, dekretiert und garantiert eine Übergangszeit, um den verschiedenen Denominationen die schlimmsten Krisen zu ersparen. Zunächst würde ja bis zum 1. Januar 1906 alles beim alten bleiben dürfen. Zu diesem Termin aber treten folgende Bestimmungen für die Pastoren ein, die damit gewissermaßen vom Staate zwangsweise pensioniert werden, und zwar so: Alle Pastoren unter 40 Jahren erhalten noch während vier Jahren 400 Franken pro Jahr, weiterhin nichts. Die Pastoren über 40 Jahren mit mindestens 15 Jahren Dienstalter erhalten auf Lebenszeit 600 Franken jährlich, die Fünfzigjährigen mit mindestens 20 Dienstjahren haben Anspruch auf 750 Franken, die Sechzigjährigen mit 25 und mehr Dienstjahren dürfen 900 Franken beziehen, d. h. also: alle Pastoren sind zu ihrer Erhaltung auf neue Einnahmequellen angewiesen, die sie selbst oder die neuen Gemeinden zu finden haben. Analog soll mit den kirchlichen Gebäuden verfahren werden, wobei freilich juridische Probleme schwierigster Art entstehen müssen. Gebäude, die von Staatsgeldern geschaffen sind, fallen unbedingt an den Staat zurück. Privateigentum der Konsistorien (Gemeinden) aber soll den eventuell sich am Ort neu bildenden Kultvereinen auf je 10 Jahre unter gewissen Bedingungen gratis zur Verfügung gestellt werden. Wohlfahrtseinrichtungen dagegen gehen auf jeden Fall in die öffentliche Verwaltung über.

3) Nun aber die Bestimmungen für die neuen Kultvereine: Sie unterstehen in jeder Beziehung dem allgemein gültigen Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901, doch dürfen sie sich nur mit Kult befassen; ihre Vorsitzenden, Angestellten, Pastoren müssen französische Untertanen sein. Sie dürfen Kollekten veranstalten und Steuern erheben und dürfen sich innerhalb des betreffenden Departements zusammentun zu einem Verband. Über ihre Finanzgebahrung haben sie einen Jahresetat aufzustellen zur Einsicht des Präfekten. Reservefonds sind nur bis zu ein Drittel der Jahreseinnahme zulässig. Unter Staatskontrolle dürfen auch andere Gelder behufs Ankauf oder Aufführung kirchlicher Gebäude gesammelt werden. . . . Besteht der Kultverein, so ist seine Betätigung auf seine Kultgebäude beschränkt. Jeder Kult muß polizeilich angemeldet werden mit Angabe der Geistlichen; bei regelmäßigen Versammlungen genügt einmalige Meldung im Jahr. Die gottesdienstlichen Orte dürfen nur für kultische Zwecke gebraucht werden und müssen während des Kultes der Polizei zur Kontrole offen stehen. Strengste Strafen treffen alle, die die Freiheit der Religion dem Einzelnen verschränken wollen, alle Beleidigungen eines Bürgers, Angriffe auf die Regierung und Parlamente durch Kultbeamte. Beeinflussungen der öffentlichen Wahlen, oder gar Aufreizung gegen die Regierung während der Kultversammlung findet rücksichtslose Ahndung. — So viel zur Charakteristik dessen, was man vor hat. Einzelheiten dürften wohl der Debatte in der Deputiertenkammer zum Opfer fallen.

Es versteht sich, daß über diesen Gesetzentwurf die besten Regierungsfreunde unter den Protestanten sich bis zur Entrüstung äußern. Es ist eben kein Trost für die Protestanten, daß mit dieser äußersten polizeilichen Knebelung eigentlich ja nur die ultramontanen Hierarchen und Pfaffen getroffen werden sollten. Denn die evangelische Kirche leidet faktisch doch viel mehr darunter. Selbst zugegeben, daß die kleinen protestantischen Gemeinden des Landes Gehälter für die bescheidensten Ansprüche ihrer Pastoren und sonstigen Angestellten aufbringen, daß sie ohne besondere Lasten die alten Kirchengebäude weiter benutzen dürfen, so würde doch ihre Einheit zerstört sein. Und die Konsequenz dieser Parzellierung des französischen Protestantismus für dessen künftigen Bestand kann noch gar nicht ausgedacht werden. Hier ist alles in Frage gestellt, vorweg das Niveau des Pastorenstandes, damit zugleich der Wert des Evangeliums, dessen Einschätzung durch die Gemeinde usw.

Trotz alledem wäre es Torheit zu verzweifeln. Combes hätte nach unserem Empfinden seinem Volke einen weiseren Dienst leisten müssen. Tut er es nicht, das Parlament auch nicht, so möge Gott es tun. Er hat sein Evangelium wohl schon unter weit schwierigeren Umständen durchgefochten. Darum werden unsere Freunde in Frankreich mutig sein und wir ihnen unsere volle Sympathie zuwenden. Ob sich wohl die deutsch gewordenen Hugenotten ihrer Verwandtschaft im Lande ihrer Väter annehmen würden? In Berlin bauen sie sich jetzt eine vornehme Kirche.

K

Bonifatius in Böhmen.

„Einen überaus glücklichen Plan" veröffentlichte die Berliner „Germania" am 16. Dezember über die „Erneuerung des Glaubenslebens in Böhmen" und versichert die Unternehmer hüben und drüben der lebhaftesten Sympathieen der Katholiken Deutschlands. Die Los von Rom-Bewegung soll nach fünf Jahren nun zum Stillstand gebracht werden, weil sie „ein furchtbares Unglück" für das Land ist und 30000 Menschen darin zu den Feinden der Kirche übergegangen sind, weil noch immer weitere Übertritte erfolgen und das Unglück gar schrecklich werden könnte. In diesem weinerlichen Tone, der für die Kinder und Weiblein bestimmt ist, haben die vier Bischöfe von Böhmen mit dem Primas Kardinal-Erzbischof an ihrer Spitze einen Hirtenbrief ausarbeiten lassen und zur Verlesung auf sämtlichen Kanzeln Böhmens am 12. Dezember ihren Pfarrern zugeschickt. Zur Remedur soll der Bonifatiusverein, der jetzt mit seinen 54 Lebensjahren schon auf der Höhe der Kraft zu stehen schien, noch besonders für und in Böhmen gepflegt werden, damit er den Gustav Adolf-Verein, nach dessen Muster er 1849 geschaffen wurde, sowie alle dessen Genossen aus dem Felde schlage. Ganz sicher sind sich freilich der böhmische Episkopat und die klerikale Presse ihrer Erfolge noch nicht, aber sie haben den guten Willen gezeigt, ihre Sache dem heiligen Bonifatius, allen heiligen Patronen ihres böhmischen Heimatlandes, dem heiligen Erzengel Michael als dem Schützer der heiligen Kirche, insbesondere aber der Gottesmutter anempfohlen und erwarten zuversichtlich, daß alle Heiligen und Engel des Himmels im Bunde mit Maria Gott den Herrn überwältigen, daß die Böhmen allzeit treue Kinder der Kirche bleiben im Leben und im Tode. Der Erfolg scheint demnach von dem Einfluß der Heiligen im Himmel abhängen zu sollen. Und sollten diese durch ihr Flehen bei Gott nichts oder zu wenig ausrichten, so segnen doch die vier Bischöfe von Böhmen in oberhirtlicher Liebe die Katholiken des Landes.

Also werden jetzt wohl die vier Monsignori in Prag, Leitmeritz, Budweis und Königgrätz mit einiger Unruhe abwarten, wieweit sich der alte Bonifatius der katholischen Gemüter zum Kampf gegen den deutsch-evangelischen Bund und gegen den Protestantenkönig im Gustav Adolf-Verein bemächtigen will. „Alle Wohlgesinnten in Klerus und Volk" werden in den Sakristeien, Beichtstühlen und Häusern, in Vereinen und Versammlungen zum Eintritt in den Bonifatiusverein aufgerufen. Die Feiertage bieten dazu schon reichlich Zeit und Gelegenheit. Und wenn im nächsten Jahre etwa noch wieder Agitatoren für die Los von Rom-Bewegung auftreten sollten, so werden sie sehen, ob die römische Kirche ihren Bestand besser zu schützen im Stande ist, als in den ersten fünf Jahren der Bewegung. Es wird sich nun erst zeigen, welche Macht der religiöse oder kirchliche Gedanke in Böhmen hat, da von beiden Kirchen sowie von den politischen Agitatoren mit ganzer Waffenrüstung gefochten werden soll. Wir werden sicher nicht verfehlen, die Kämpfe und ihr Objekt zu beobachten. Wir werden immer von neuem fragen, welche religiösen und sittlichen Formen von der Bevölkerung begehrt und ertragen werden, welche Gedanken am meisten Aussicht haben, das Volk der Böhmen deutscher und tschechischer Zunge aus seinem uns oft so widerwärtigen Wesen heraus zu heben und zu erziehen. Freilich sind wir nicht ganz vorurteilsfrei, aber auch nicht naiv genug, um zu meinen, daß mit etlichen Schlagwörtern ein großes Kulturproblem gelöst werden könne. Jedenfalls handelt es sich um Kulturfragen, die noch keineswegs mit der Losung, Römisch' oder, Lutherisch' erledigt werden. Das wissen alle Kenner der österreichischen Verhältnisse; und die übrigen ahnen es wohl: Wo überhaupt kulturelle Bewegung ist, wo Fragen der Weltanschauung mit religiösem oder sittlichem Ernst erörtert werden, da ist römische und protestantische Orthodoxie — mit geringem Unterschied — bestenfalls vom Laien toleriert. Aber nur die Naivität kann meinen, daß die entkirchlichten Massen noch einmal zu gewinnen seien für Messe, Beichte, Andacht vor dem Tabernakel und die geistlosen Predigten über Heiligenwunder. Und nur die Naivität kann wähnen, daß lutherische Orthodoxie mehr als das Gefühl weckt, um einen Grad höher zu stehen. Da wo Bewegung ist, nämlich in großen und kleinen Industriestädten, wo sich „seit dem so mächtigen Aufschwunge, den Handel und Gewerbe genommen, die Bevölkerungsverhältnisse im Lande sich geändert haben", — da sollten die Bischöfe mit den römischen und lutherischen Pfarrern sich genauer informieren über die Gedankenwelt der Unternehmer und Arbeiter, der Kapitalisten und des anschwellenden Proletariats. Hier erweckt einstweilen die Naturwissenschaft mit ihren Gesetzen, die Formen gebende Technik und die Marxistische Wirtschaftstheorie mehr Vertrauen als die Kultusformen und die Predigtweisen, die vor der Entwicklung der Maschinen ihr Gepräge erhielten. Den bischöflichen Hirtenbrief zu lesen kann einem fast Mitleid einflößen mit den Herren, die überall eine „schreckliche Not, wirkliche große Not" sehen und ratlos wie die Kinder nach dem alten Bonifatius rufen, der mit der Axt dreinschlagen möchte, um die Heiden und Feinde der Kirche zu vernichten. Und die Benediktinermönche sollen helfen, „die ehedem auch in unserem Vaterlande das Christentum verbreitet und zu herrlicher Blüte gebracht haben". Ja freilich, das waren tüchtige Leute, jene alten Helden der Vergangenheit. Die brachten damals Neuzeitkultur und fanden Glauben. Ihre Epigonen aber haben meistens die Zeit verschlafen, während „die Feinde der Kirche" sich abmühten, in unseres Herrgotts Welt vorwärts zu kommen. Nun, da es laut vor ihren Klostertüren geworden ist, reiben sich etliche den Schlaf aus den Augen und jammern über das schreckliche Unglück, daß es laut hergeht auf den Märkten der Industrie, Technik, Wissenschaft und Weltanschauung. Man wird jetzt ohne sie fertig werden und den lieben Gott auch ohne sie zu finden wissen.

Indeß die Bischöfe und Benediktiner in Böhmen wollen Geltung haben. Sie scheinen an ihre Sache ehrlich zu glauben und schätzen sie hoch ein. Wenn auch etwas schüchtern, hoffen sie, daß Gott ihrer Kirche noch wieder das erwünschte Ansehen gäbe. Der Subprior Schachleitner ist vor zwei Jahren aus seinem südlichen Kloster (Beuroner Kongregation der Benediktiner) nach dem Kloster Emaus bei Prag übergesiedelt, um die Los von Rom-Bewegung durch Wort und Schrift zu sistieren. Ob er mehr Einfluß gewann als irgend einer der 70 reichsdeutschen Vikare evangelischerseits, läßt sich schwer sagen. Er ist kein Gelehrter, wie mancher seines Ordens vor ihm; seine Methode und Polemik entsprechen dem Durchschnitt solcher Kirchenretter. Er versteht von der evangelischen Kirche soviel wie manche evangelische Pastoren von der römischen. Darum nahm die Debatte zwischen ihnen auch öfter kindische Formen an. Darüber darf man sich nicht wundern. Daß er bei theologischen Diskussionen leicht ins Hintertreffen geriet, ist aus logischen Gründen begreiflich und mehr das Unglück seines Systems. Er scheint aber nie den Mut verloren zu haben. Jetzt ist er sogar zum Leiter des Bonifatiuswerkes in Böhmen berufen: Er will Geld und Vaterunser mit englischem Gruß und Anrufung des heiligen Bonifatius (täglich einmal), will Mittel zur Anstellung von Priestern in den schlecht versorgten Gemeinden. Er hofft die Hinneigung zur evangelischen Kirche dadurch zu stören, die Treue zur römischen zu festigen; man soll das Glück empfinden, römisch katholisch zu sein und den römischen Glauben als das höchste Gut erkennen. Das will P. Schachleitner.

Wir aber wollen mit den modernen Menschen Freiheit von jeder hierarchischen Bevormundung, wir wollen ein frommes Glaubensleben, das mit jeder Wissenschaft und

allen neuen Erkenntnissen zusammen stimmt. Mögen die Böhmen einen besseren Bonifatius als den P. Schachleitner finden.

Nachrichten.

Allgemeines.

Sozialdemokratie und Christentum. In Sachsen ist die Evangelisch-soziale Vereinigung fleißig an der Arbeit, unbekümmert um alle äußeren Niederlagen in sozialdemokratischen Versammlungen Christentum und Kirche zu vertreten. Wir können diese Arbeit nur herzlich begrüßen und der Nachahmung empfehlen. Unmöglich kann man mit dem pharisäischen Verdikt: „Dies Volk ist verflucht“ sich auf die bequemere und scheinbar erfolgreichere Tätigkeit vor eigenen Gesinnungsgenossen beschränken und jene Kreise einfach liegen lassen. Auch ein Warten auf äußere Ereignisse kann der nicht empfehlen, dem es eigene Erfahrung und Überzeugung ist, daß Lebenskraft und Lebensfreude nur kommen kann aus der lebendigen Gottesgemeinschaft. Sollen so viele ohne diese dahingehen? und wir können schweigen? Aber freilich gehört volle Kenntnis und Anerkennung moderner Wissenschaft und freieste Freiheit zu solcher Arbeit und eine Äußerung der Kirchenbehörde, die diese auch nur dem Scheine nach beschränkt, verschließt sofort auf Jahrzehnte hinaus den Zugang zu Ohr und Herz dieser Kreise. Weisheit und Glaube an Gottesmacht, der den Schutz der Behörde für sein Evangelium wirklich nicht braucht, die beiden wünschen wir von Herzen unserem Kirchenregiment in dieser bitterschweren Zeit. Das Parteigeschrei Unverantwortlicher darf die Behörden nicht um diese Eigenschaften bringen.

Von der Mission spricht Arthur Bonus in Hoensbroechs „Deutschland“ bedeutsame Worte, die die ernstliche Selbstprüfung der Missionskreise fordern, die aber erfreulicherweise nach ihrer positiven Seite, die wir durch den Druck hervorheben, von den Männern des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins anerkannt und befolgt sind „.... sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden. Was sie als Religion bringen, ist lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine neue Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis für sie zu haben. Eine wirkliche religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar diese Kunst besäße, seinerseits die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen und von innen her fortzubilden, also alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzem — noch heutigen Tages nicht gelungen ist.“

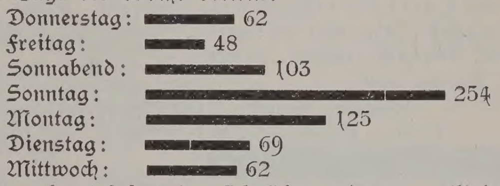
Für Schwerhörige. Mit seinem Namen macht Pfarrer Hassenkamp in Berlin aufmerksam auf die Schule des Herrn Julius Müller in Berlin W., Kleiststraße 31 I, in der Schwerhörige durch eine ganz eigenartige Methode lernen, sich leicht mit anderen, ohne daß diese rufen müssen, zu unterhalten.

Die **geistliche Schulaufsicht,** so weithin auch erkannt ist, daß sie in unsere Zeit nicht mehr paßt, ist doch noch das Ideal konservativer Kreise. In der „Deutschen Warte“ wird ein Wort zitiert, das drastisch und richtig ist, daß man seine Verbreitung wünschen kann. Ein bibelgläubiger hervorragender Pastor, der sich schon vor Jahren geweigert hat, „fernerhin den Briefboten und Polizisten zu spielen“, hat zu einem Lehrer gesagt:

„Die geistliche Schulaufsicht ist in keiner Hinsicht dem Evangelio gemäß und daher eine teuflische Einrichtung, mag sie auch in einer noch so frommen und dienenden Larve einhergehen. Wir haben wie die Päpste geherrscht und dürfen uns deshalb nicht beklagen, wenn einst der frei gewordene Lehrerstand seinen ehemaligen Bedrängern alle Sünden heimzahlt!“

Sollte dies Wort nicht über die geistliche Schulaufsicht hinaus auch sonst für das Verhalten der Kirche gelten müssen?

Körperverletzungen und Alkoholmißbrauch. Nach der deutschen Reichsstatistik über das Verbrechertum für 1898 und 1899 haben sich die Körperverletzungen in nachstehend augenscheinlich dargestellter Weise auf die einzelnen Tage der Woche verteilt:



Man erkennt sofort den Schuldigen, den — Alkohol. Am Sonntag, dem Tag, der bekanntlich dem Wirtshaus in hervorragender Weise gewidmet wird, haben wir die meisten Fälle (254) von zur Abstrafung gelangenden Körperverletzungen, am „blauen“ Montag die nächsthohe Zahl, und an dem üblichen Lohntag, dem Sonnabend, eine sehr hohe Zahl, die um so höher erscheint, als nur die Abendstunden dabei in Betracht kommen die Stunden vom Lohnempfang bis Mitternacht.

Feuerbestattung. In Elberfeld hat die lutherische Gemeinde prinzipiell die Beisetzung von Aschenurnen auf den Friedhöfen gestattet, die reformierte Gemeinde wollte von Fall zu Fall entscheiden. Im Gemeindekalender der erstgenannten ist besonders darauf hingewiesen, daß die seelsorgerliche Tätigkeit bei Leichenverbrennungen nicht ausgeschlossen ist — natürlich unter den auch sonst üblichen — törichten — Einschränkungen. — Immer langsam voran, immer usw.

Protestantisches.

Leipzig. Die evangelisch-reformierte Gemeinde in Leipzig wird demnächst über die Frage zu entscheiden haben, ob sie, nach dem Vorgang anderer Gemeinden — in Hamburg, Straßburg, Berlin, um nur etliche zu nennen — bei der Abendmahlsfeier den Einzelkelch einführen, oder den seitherigen Gebrauch desselben Kelches für alle Kommunikanten beibehalten will. Die Verfassung der Gemeinde schreibt vor, daß auf Änderungen des Kultus abzielende Anträge, ehe sie vor die Generalversammlung der stimmfähigen Gemeindeglieder gebracht werden, in einem verstärkten Konsistorium vorberaten werden müssen. Dies geschah gestern bezüglich der Kelchfrage. Auf Grund eines eingehenden Referates über deren Bedeutung und nachdem drei mitanwesende Ärzte die Erklärung abgegeben hatten, daß beim Gebrauch des Gesamtkelches die Gefahr von Krankheitsübertragungen unleugbar und nicht zu unterschätzen sei, wurde die Frage, ob man ihr durch Einführung des Einzelkelches begegnen solle, von 27 gegen 5 Stimmen bejaht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies auch von der Gemeindeversammlung geschehen wird. Doch wird man derselben, um die Anhänger des bisherigen Gebrauchs nicht zu majorisieren, eine vorerst nur fakultative Einführung des Einzelkelches vorschlagen. Wird dieser Vorschlag genehmigt, so wird künftighin in der Leipziger reformierten Kirche das Abendmahl, abwechselnd und je nach Bedürfnis, auf die eine und andere Weise gefeiert werden müssen. Es ist freilich ein Mißstand. Aber abgesehen von der berechtigten Erwartung, daß er ein vorübergehender sein wird, so schien er doch allen erträglicher, als der an der alten Sitte hängenden Minderheit die neue rücksichtslos zu oktroyieren. D.

Vakante Hülfspredigerstelle.

Die Stelle des Hülfspredigers für das Ven. Ministerium in Bremen ist vakant. Etwaige Bewerber (pro lic. conc. geprüfte Kandidaten) wollen sich baldigst unter Einsendung einer Zeugnis-Abschrift und einer Predigt bis zum 15. Dezember bei dem Unterzeichneten melden.

Jahresgehalt: **1700 Mark.**

Pastor Vietor.
Bremen, Wilhadi-Kirche.

Zur interimistischen Verwaltung einer Hülfspredigerstelle, 1/2 bis 3/4 Jahr, wird ein Kandidat, womöglich ordiniert, gesucht. Näheres durch

Decke, Propst.
Breslau, Seminargasse 13.

Demnächst ist die **dritte Predigerstelle** an der Kirche **St. Marien zu Osnabrück** zu besetzen. Das Anfangsgehalt beträgt bei freier Wohnung 4200 ℳ. und steigt nach 8 Jahren auf 4800 ℳ. Meldungen sind unter Beifügung der Zeugnisse und eines Lebenslaufes bis zum 20. Dezember bei dem Unterzeichneten einzureichen. **Der Kirchenvorstand von St. Marien:**
Dr. Knoke.

Kleine Abendmahlskelche

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

in stylgerechter Form **zum Einzel-Gebrauch** fabriziert in verschiedener Ausführung:

versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.

Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

OTTO MOSICH

früher: **Held & Herter**
BERLIN W.
65a. Friedrichstr. 65a.
Erste Etage.

Für Weihnachtsbescherungen
Wohltätigkeitszwecke
besonders preiswerte **Strümpfe, Socken, Unterjacken, Unterbeinkleider.**

Die illustrierte Preisliste steht auf Wunsch kostenfrei zu Diensten.

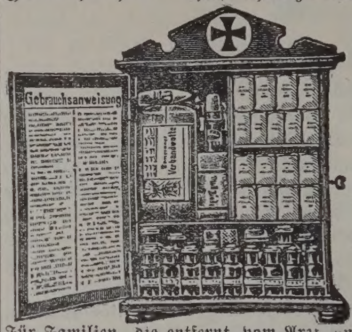
Christbaumschmuck aus **Glas** als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lamettaartikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im **Interesse** und zum **Besten hiesiger Glasbläser.** Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).

Steinheid (S.-Mein.) Pfarrer Langguth.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt über das hochinteressante Werk „Ohorn, Los von Rom“ bei. Wir empfehlen die Beilage der geneigten Beachtung unserer Leser.

Bestes Weihnachtsgeschenk!

Eine kleine Ausgabe, aber oft ein großer Retter in der Not. Der denkbar nützlichste Gegenstand im Hause ist eine komfortabel eingerichtete **Hausapotheke.** Ich liefere ein sauber ausgestattetes Wandschränkchen, enthalt. za. 50 bekannte Hausmittel (zum Einreiben, Baden, gegen Brandwunden, Durchfall, Husten, Kopfschmerzen, zum Gurgeln, gegen erfrorene Glieder, zum Inhalieren, gegen Magenbeschwerden, Wunden, Watte, Binden 2c.) mit genauer alphabet. Gebrauchsanweisung exkl. Porto gegen Nachnahme zum Preise von **nur 10 Mk.** 2 Stück auf einmal 19 Mk. Bei den mannigfachen kleinen Unfällen und Krankheiten, die täglich vorkommen, bildet diese Hausapotheke für jedermann einen wahren Segen. Bei größeren Unfällen kann man sofort die erste und allernotwendigste Hilfe leisten.



Für Familien, die entfernt vom Arzt und von der Apotheke wohnen, von allergrößter Wichtigkeit! Auch als Geschenk sehr zu empfehlen.!
Fritz Ohlendorf, Quedlinburg a. Harz 387. Hausapotheken u. Verbandkästen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtreserven über 36 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Harmoniums,

erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den **günstigsten** Bedingungen

E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

---

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender

Hirschgeweihe

zusammen **20 Mk.** Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Höchste Auszeichnungen.

Emmer-Pianinos.

Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Husten.

Tossapastillen heilen sofort jeden **Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen.** Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 ℳ. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. **Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els.**
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Harmonium.

Das
Nordische Musikhaus
in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden **beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem** Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Der deutsche Protestantenverein

Von **D. Hönig.**
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Soeben erschien:

Das kirchliche Frauenstimmrecht.

Von
Martha Zietz.
Preis 20 Pfg.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde**
Preis brosch. ℳ. **1.25**, geb. ℳ. **2.25.**

Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.